Ausgewählte Novellen

von

Luise von François.

Erster Band.

Das Jubiläum. — Der Posten der Frau. — Die Sandel.

Berlin.

Verlag von Franz Duncker.

1868.

57 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Div. 302

Ausgewählte Novellen

von

Luise von François.

Erster Band.

Das Jubiläum. — Der Posten der Frau. — Die Sandel.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Jubiläum.

Eine goldene Maisonne breitete sich über die heiter belebte Landschaft, in welcher die ehrwürdige Anstalt ihr Dank- und Freudenfest für ein neues Jahrhundert ihres Bestehens feierte, des dritten seit ihrer Entpuppung aus der grauen Cisterzienserabtei. Der Fluß wand sich wie ein silbernes Band durch die saftig blühende Aue, Schneeballen, Goldregen, Geisblatt und Flieder prangten und dufteten in den weitläufigen Gärten, der buchenbewaldete Berg, an welchen das ehemalige Kloster sich lehnt, stand im vollen, frischen Grün, und auf den röthlichen Sandsteinfelsen der gegenüberliegenden Höhen sproßte das erste, zarte Rebenlaub. Aber den heitersten Anblick gewährten die Tausende von Gästen aus Nah und Fern, welche unser Thal durchzogen, und in liebevoller Erinnerung gespendeten Segens, in dankbarer Theilnahme und froher Erwartung dieser reichen Pfleg-

stätte der Wissenschaft zuströmten. Tagelang hatte man nun schon in der kleinen, gothischen Kirche feierlich mit Gebet begonnen, in den Hörsälen in alten und neuen Zungen geredet und gesungen, in der bekränzten und beflaggten Festhalle mitten unter den Blüthenbäumen des Schulgartens getafelt und getoastet, gespielt und getanzt; in der Freude des Wiedersehens manchen herzlichen Händedruck, manche warme Umarmung gewechselt, wehmüthig in der Erinnerung aber manchem Fehlenden ein stilles „Ecce“ nachgefeiert. Es wehte ein eigenthümlich gemüthvoller, ächt deutsch gehobener Geist der Feierlichkeit und der Lust unter der wogenden Bevölkerung, der alle Schranken des Alters, des Standes, wie der Entfremdung löste und die Commilitonen vom Greise zum Jüngling brüderlich untereinander verband.

Heute, am dritten Tage, war der Berg der eigentliche Tummelplatz der Freude. Die Alumnen zogen mit wehenden Fahnen, mit Musik und Gesang hinauf zu dem schattigen Platze auf der Höhe und entfalteten daselbst, unter des sinnigen Tanzkünstlers Leitung, ihre choreographischen Fertigkeiten, während die Gäste sich ringsum in Lauben und Zelten heiter gruppirten.

Aber so sehr der Einzelne sich in dem dichten Gewoge verlor, so sehr eine Begegnung die andere verdrängte, so machte eine besondere Erscheinung sich doch immer von Neuem unter der Menge geltend und die Augen richteten sich, Auskunft fordernd und gebend auf einen Mann, der an der Seite einer jungen, anmuthigen Dame langsam und ernst die Menge auf- und niederschritt, die Vorübergehenden aufmerksam musterte, aber kein bekanntes Gesicht zu finden schien und nirgends bewillkommend verweilte.

Der Unbekannte mochte den Sechzigen nahe sein, eine hohe Gestalt mit militairischem Anstand und einer Physiognomie, die ein bewegtes Innen-Leben und jenes cholerisch-phlegmatische Temperament bekundete, das dem Feldherrn angeboren sein soll. Aber eine breite Schmarre über der hohen, zurückgebogenen Stirn, wie der künstliche Arm unter dem langen, blauen Civiloberrocke gaben Zeugniß, daß es diesem Innern auch nicht an äußeren Gefahren und Kämpfen gefehlt haben mochte. Von allen Seiten flüsterte man sich die Vermuthung, ja die Behauptung zu, daß man einen hohen, vielgenannten, fremdländischen Kriegsführer vor sich habe, der vor Kurzem den vaterländischen Dienst quittirend in hiesiger Gegend

eine stattliche Einrichtung und Haushaltung beabsichtigt habe.

So fehlte es denn dem Feste zwischen den heimischen, mehr oder minder mit einander vertrauten Elementen auch nicht an einem gewissermaßen fabelhaften Gegenstande, an dem sich die Phantasie erhitzte, so oft das interessante Paar bei einer Gruppe vorüberging. Jetzt bog es von dem allgemeinen Gesellschaftsplatze in einen stilleren Seitenpfad ein, und schritt an einem angenehmen Ruhepunkte vorüber, an welchem eine Familie auf Rasenbänken unter einer herrlichen Buche Platz zum Ausruhen und Erfrischen genommen hatte.

Da saß denn ein dünnes, graues, ältliches Herrlein, gebeugt augenscheinlich vom fleißigen Ausharren hinter dem Aktentische, einer von den treuen, kleinen, zufriedenen Beamten, welche lange Zeit den Kern unseres bürgerlichen Gemeinwesens bildeten, die aber in der industriellen Richtung der Zeit, dem sich verbreitenden Luxus und der überwältigenden Erhöhung aller Preise von ihrer gesellschaftlichen Staffel zu sinken drohen und, wenn der Staat einmal zu dem unvermeidlichen Auskunftsmittel schreiten wird, den Detailbetrieb seiner Ordnung aus der Hand zu geben,

die ihn bis dahin so straff gehalten, gründlich unter uns verschwinden werden.

Nun zu der Zeit unseres Jubelfestes lag diese Crisis noch verhüllt; dem alten Herrn mit den freundlichen, blauen Augen flatterte eine Viertelelle lang am weißorangenen Bande das officielle Emaillezeichen seiner Amtstreue auf dem blauen, festlichen Leibrocke, dessen Schnitt, mit den spitzen, langen Schößen, den blanken Metallknöpfen und dem hohen, steifen Kragen, wohl um ein Mandel Jahre zurück datirte, während das saubere Tuch, so glänzend als ob es erst aus dem Laden geholt wäre, zur Genüge bekundete, daß unserem Ritter die festlichen Tage nicht häufig gekommen sein mochten, an welchen er dieses Staatsgewand anzulegen hatte.

An seiner Seite saß eine Frau wohl gleichen Alters, und wie er, nach ihrem Dafürhalten, stattlich nach der Mode angethan im neu zugestutzten, schwarzen Grosdenaples-Kleide, das möglicher Weise schon ihr Hochzeitkleid gewesen sein konnte. Sie war eifrig bemüht, aus einer weitschichtigen, gehäkelten Tasche an ihrem Arm das selbstgebackene und sorgfältig verpackte Kuchenwerk auszuwickeln und den Strickstrumpf in Ordnung zu bringen, dessen ihre

fleißigen Hände sich auch bei den festlichsten Gelegenheiten nicht entschlagen konnten, wenn sie sich wohlbefinden sollte. Aber es war kein alltäglicher, häuslicher Strumpf, sondern ein Paradewerk mit handhohem, kunstvollem Rande, das zierlich gewundene Knäuel an einem silbernen Armreif befestigt und die Nadeln sorgfältig in entsprechenden „Höschen" geborgen. Die gute Dame hatte an diesem festlichen Tage offenbar keines ihrer Kleinodien zu Hause gelassen! Ein blonder, schlanker, junger Mann im officiellen schwarzen Anzug, mußte wohl der Sohn des würdigen Paares sein, denn die Augen desselben ruhten mit wohlgefälliger Genugthuung auf allen seinen Bewegungen, als er sich so viele Mühe gab, eine von den Schülern durchschossene Scheibe auf Pfählen als Tisch vor den Eltern aufzurichten und den ersehnten Kaffee herbeizuschaffen, bei welcher Unternehmung einige kleine Tertianer ihm freundlich zu Hülfe kamen, die mit strahlenden Gesichtern bald eine erbeutete Tasse, bald einen Löffel herbeibrachten, und dann fröhlich zu ihren Spielplätzen zurücksprangen.

Endlich war alles in Ordnung. Die Mutter nachdem sie eingeschenkt, betrachtete, den Kannendeckel hebend, mit Wohlgefallen den reichlichen Vorrath; sie

hatte den Kuchen zierlich auf grünen Blättern ausgebreitet, freundlich zum Zulangen nöthigend, und eben war der Sohn im Begriffe, der Einladung zu folgen, als das vornehme Paar an ihrem Platze vorüberschritt. Er fuhr wie ein Pfeil in die Höhe, indem er dunkelerröthend sich tief vor den Fremden verneigte. Die junge Dame dankte mit freundlichem, fast vertraulichem Gruß, so daß ihr Begleiter, während er militärisch an seine Mütze faßte, fragte:

„Kanntest Du den jungen Mann, Irene?"

— Ja, lieber Vater — lautete die Antwort — er war der Geschichtslehrer unserer Pension, von dem ich Dir, glaube ich, geschrieben habe. —

„Ich erinnere mich. Den Namen aber hattest Du vergessen. Wie heißt er?"

— Karl Gerold, — Herr Gerold, — verbesserte sie mit leichter Verlegenheit. —

„Gerold?" fragte der Herr, sich umwendend und die Gruppe scharf in's Auge fassend; „sind die alten Leute seine Eltern?"

— Ich weiß es nicht, lieber Vater. Ich kenne Herrn Gerold's Familie nicht und habe auch ihn heute zum ersten Male seit meiner Abreise von Berlin wiedergesehen. —

Damit setzte das fremde Paar seinen Weg fort und die Eltern des Herrn Karl Gerold, welche sich bei dem Gruße der vornehmen Herrschaften ehrerbietig erhoben und verneigt hatten, nahmen dann allmählig auch wieder ihren Platz auf der Rasenbank ein, auf welche die gute Mutter fürsorglich ihren Reiseshawl gebreitet hatte. Wie der Fremde seine Tochter, fragten sie jetzt den Sohn Beide aus einem Munde:

— Kanntest Du die Herrschaften, lieber Karl? —

„Die junge Dame befand sich unter den Zöglingen der M'schen Anstalt in Berlin, in welcher ich einigen Unterricht zu geben hatte," antwortete er.

— Wer ist sie? —

„Keine Deutsche. Die Tochter des Generals T. ."

— Des berühmten T...? —

„Ja, lieber Vater."

— War es der alte Herr, der neben ihr ging? —

„Ich weiß es nicht."

— Gewiß, gewiß! Er hatte mir gleich so etwas Bekanntes, so etwas Imponirendes. Man wird ihn wohl schon einmal im Bilde gesehen haben, vielleicht auf der Leipziger Messe. Aber wie kommt der Herr in diese Gegend? was mag er hier machen? —

„Man sprach davon, daß er sich, des milderen Klima's wegen in dieser Gegend niedergelassen habe. Auch soll er von Geburt ein Deutscher sein?"

— Ein Deutscher von Geburt — aber dieser fremdländische Name? —

„Das kann ich freilich nicht erklären; vielleicht durch Adoption, oder im Kriege erworben."

— Kann sein, kann sein. So etwas kommt vor. Aber seine Familie? Hat er noch mehr Kinder außer dieser Tochter? —

„Ich weiß es nicht, lieber Vater."

— Und seine Gemahlin? —

„Ich erinnere mich, von dem Fräulein gehört zu haben, daß ihre Mutter todt sei, und daß sie daher in Deutschland erzogen werde, während der Vater wechselnde bedeutende Stellungen im Norden einnahm."

— Was war die Frau Generalin für eine geborene? —

„Ich weiß es nicht, liebe Mutter."

Der Wissensdrang der guten Eltern in Betreff dieser und noch anderer wichtigen Fragen mußte sich schließlich abkühlen, da er so wenig gründliche Befriedigung fand. Eben fing man an, den unter-

brochenen Kaffee in einiger Ruhe zu genießen, als das außerordentliche Paar den Gang zurückkam und auf einer Rasenbank dicht neben unseren Freunden Platz nahm. Mit der Ruhe hatte es plötzlich wieder ein Ende, die Blicke flogen verstohlen hinüber und wieder zurück in die Kaffeetassen; auch der Sohn hatte Mühe, seine frühere Unbefangenheit wieder zu gewinnen, und als nach einer Weile der Vater mit der Mahnung hervortrat:

— „Die Herrschaften scheinen hier fremd und unbewandert. Wäre es nicht der Artigkeit angemessen, lieber Karl, wenn Du ihnen Deine Dienste anböteſt in Betracht, daß Du des gnädigen Fräuleins Lehrer gewesen bist und jetzt doch förmlich zur Anstalt gehörst?" — — da schien es, als ob der junge Mann nur dieser Ermunterung bedurft hätte, um dem eigenen lebhaften Verlangen nachzugeben, und er erhob sich rasch, dem väterlichen Rathe Folge zu leisten.

— Und höre, Karlchen, — flüsterte die Mutter ihm noch zu, auf ihre wohlconditionirte Kaffeekanne weisend, — wenn die Herrschaften etwa in dem Gedränge keine Erfrischungen hätten erlangen können, — ich weiß nicht, ob wir es uns unterstehen dürfen, — aber hier ist noch Vorrath. — —

Der junge Mann lächelte freundlich und ging unter den gespannten Blicken der Eltern zu dem Nachbarplatze. Er verbeugte sich tief und stumm, während das Fräulein ihn in französischer Sprache ihrem Vater vorstellte, der ihn mit einer freundlichen Handbewegung einlud, an seiner Seite Platz zu nehmen. Unser Freund fand denn auch schnell den Muth, seine Führerdienste zu den verschiedentlichen Spiel- und Tummelplätzen der Jugend, wie zu den Sehenswürdigkeiten der Anstalt anzubieten, welche Dienste der alte Herr aber nur im Interesse seiner Tochter anzunehmen beliebte, während er für seine Person, weil durch das Bergsteigen ermüdet, ein ruhiges Verweilen vorzog.

„Sie sind ein Zögling dieser Anstalt, Herr Gerold?" fragte er darauf.

— Ich war ihr Zögling, Excellenz, — antwortete der junge Mann, — und bin seit Kurzem an derselben angestellt. —

„Sagt Ihnen diese Stellung zu?"

— Ich muß sie als einen glücklichen Ausgangspunkt für meine Laufbahn betrachten. —

„Ich las kürzlich einige werthvolle Monographieen über deutsche Rechts- und Bildungsverhältnisse im

sechszehnten Jahrhundert von einem Herrn Gerold, sind Sie vielleicht" — —

— Es sind die Erstlingsfrüchte meiner Studien, Excellenz. —

„Sehr interessant, sehr richtig, wie mich dünkt, Herr Gerold, werden Sie in Ihrem gegenwärtigen Berufe Muße finden, Ihre literarische Thätigkeit fortzusetzen? Die Einrichtungen der Anstalt sollen für Lehrer wie Schüler gleich absorbirend sein, wäre es Ihnen nicht angemessener gewesen, sich ungetheilt historischen Forschungen und Darstellungen zu widmen?"

— Wenn dieselben auch vielleicht meiner Neigung entsprochen hätten, Excellenz, — antwortete unser Freund, mehr noch erfreut als überrascht über diese examinatorische Theilnahme eines völlig Unbekannten, — zumal unserer Literatur voraussichtlich eben in diesem Gebiete eine bedeutende Neuerung bevorzustehen scheint, so glaube ich doch, daß bei ungeprüften Kräften in demselben eine positive Pflicht und praktische Thätigkeit Anderen und mir selbst ersprießlicher sein möchten als die Unsicherheit eines schriftstellerischen Berufes. —

„Diese Bescheidenheit macht Ihrer Gewissenhaftigkeit Ehre, junger Mann," versetzte der General.

„Wir besprechen diesen Gegenstand wohl einmal weiter. Ich bin ein Nachbar Ihrer Anstalt geworden und rechne auf einen freundlichen Verkehr. Aber meine Tochter wird ungeduldig. Ich vertraue sie ihrem einstigen Führer in dem Gewühle des Völkerlebens, und werde an diesem Platze ruhig Ihre Rückkunft erwarten."

Herr Karl Gerold verbeugte sich von Neuem und fühlte mit einem Gemisch von Entzücken und Verlegenheit, wie das schöne Mädchen den Arm in den seinigen legte, und durch dieses in der Provinz als Vertraulichkeit geltende Zeichen unbefangener Sitte in größeren Verhältnissen die staunenden Blicke aller Begegnenden auf sich zog. Die Eltern sahen ihnen mit offenem Munde nach.

„Der Blitzjunge parlirt wie ein Franzose!" machte endlich der Vater seinem Herzen Luft. „Ich hätte ihn wohl verstanden haben mögen, Linchen. Das macht das große Leben in Berlin; da lernt sich Alles. Hier in der Anstalt, oder in Halle wäre er über Hebräer und Gothen nicht hinausgekommen. Und wie er mit Excellenzen umspringt, Linchen! Mir nichts, dir nichts, just wie mit seines Gleichen!"

— Aber doch in aller Bescheidenheit, lieber Gerold, — wendete sanft das gute Linchen ein.

„Freilich, freilich in aller Bescheidenheit, Linchen, aber dennoch, dennoch, — mir wäre es nicht gegeben.“

— Er hat es von seiner Mutter, — lieber Gerold. —

Der alte Herr nickte zustimmend mit dem Kopfe, und fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Habe ich es aber nicht immer gesagt, an dem Jungen werden wir was erleben! Es steckt etwas in ihm, und wer ihn sieht, hat ein Herz zu ihm.“

— Wie zu seiner Mutter, — sagte Frau Gerold von Neuem mit weicher Stimme und einer Thräne im Auge.

Beide saßen eine Weile stumm in ihre Gedanken versunken. Endlich aber rief der Vater sich ermunternd:

„Das nenne ich ein Fest, Linchen, das nenne ich ein Fest! In meiner Sterbestunde wird mir die Erinnerung daran noch Freude machen.“

— Ja es ist schön, lieber Gerold, und besonders unseren Karl hier so zufrieden und angesehen zu erblicken, wie muß es uns glücklich machen! Aber dennoch, dennoch kann ich Dir nicht sagen, wie eigen, beklemmt und wehmüthig mir um's Herze ist. Nach

acht und zwanzig Jahren alle diese Räume wieder zu sehen, so viele Menschen in ganz veränderter Lage und so viele, viele — nicht! Wie ich da unten in das alte Thor trat, Gerold, ach mein guter Vater — ach unsere Lotte! —

Thränen flossen über die rundlichen Wangen der guten Frau, und auch ihr Gatte hatte Mühe, eine Anwandlung von Rührung niederzukämpfen. Er faßte sich aber und sagte nach einer kleinen Stille:

„Laß uns das schöne Fest nicht durch traurige Erinnerungen vergällen, liebes Linchen. Gott hat uns viel Segen beschеert nach diesem bitteren Anfang: Fast dreißig friedliche Jahre, mir — Dich und uns — unseren Karl. Daran wollen wir uns halten."

— Du hast recht, Lieber, — entgegnete sie, indem sie ihm dankbar die Hand drückte. Dessenungeachtet fuhr sie nach einer Pause fort:

— Ich kann heute die alten Erinnerungen nicht los werden, Gerold, es wimmelt um mich von lauter fernen, lieben Gestalten. Was wohl aus dem unglücklichen Strauch geworden sein mag? —

Aber Herr Gerold gab keine Antwort. Aufgeregt wie er einmal war durch den bunten Wechsel und durch die Wirkungen des Fläschchens Tokayer, das er

bei seiner Ankunft vor ein paar Stunden mit dem Sohne ausgestochen, hatte er einen stattlichen Herrn auf's Korn genommen, der in diesem Augenblicke an ihrem Platze vorüberging, in der sommerlichen Temperatur mit auffällig zugeknöpftem Rocke und Wesen.

„Kronberg! Kronberg!“ rief er auf einmal hocherfreut.

Der Herr blickte sehr erstaunt auf den Rufenden.

„Kennst Du mich denn nicht wieder, altes Haus?“ fuhr dieser fort, ihm beide Hände entgegenstreckend; „ich hätte Dich unter Tausenden herausgefunden. Ich bin ja Gerold, Dein alter Stubengesell. Besinne Dich doch, Kronberg!“

Der Herr besann sich in der That.

— Wahrhaftig, Gerold! — sagte er lächelnd; — wie konnte ich nur einen Augenblick zweifelhaft sein? Du hast Dich ja gar nicht verändert. Ganz der Alte. Aber man wird von allen Begegnungen ganz wirr und verdreht. In Wahrheit, ein äußerst gelungenes Fest! Was sagst Du zu der Rede des Ministers, Gerold? Vortrefflich, ganz vortrefflich! —

„Ich habe sie leider nicht gehört, ich bin erst Nachmittags angekommen, aber mein Karl wollte finden“ — —

— Vortrefflich, sage ich Dir, Gerold, mir wie aus der Seele gesprochen. Autorität thut uns noth! Aber dies bei Seite jetzt. Ich habe Dich seit mehr als dreißig Jahren völlig aus den Augen verloren, wie ist es Dir in der langen Zeit ergangen, alter Freund? —

— Nun gut genug, Alterchen. Ich bin Rendant bei der Gerichtscommission in P., habe sechshundert Thaler Gehalt, und daß man höchsten Orts mit meinen geringen Diensten nicht unzufrieden ist, nun davon hat man mir bei der letzten Anwesenheit Sr. Majestät dieses ehrenvolle Zeugniß zukommen lassen."

Herr Kronberg blickte beifällig lächelnd und den Kopf neigend auf das emaillirte Kreuz am weißoranengen Bande, und der Rendant Gerold fuhr fort:

„Mein einziger Sohn ist seit Kurzem Adjunctus an hiesiger Anstalt. Ein prächtiger Junge, Du wirst Deine Freude an ihm haben. Er führt alleweile nur ein Bischen seine Schülerin umher, das schöne Fräulein von T., das Du vielleicht bemerkt haben wirst. Hier neben an, das ist ihr Vater", setzte er flüsternd hinzu, — „der berühmte General T. Excellenz."

— Mir bekannt, — sagte Herr Kronberg.

„Und dies hier ist meine Frau."

— Sehr erfreut! —

Die Frau Rendantin Gerold, die seit dieser neuen alten Begegnung ihres Mannes ihren Platz noch nicht wieder eingenommen hatte, verneigte sich noch einmal, und erlaubte sich, dem Herrn eine Tasse Kaffee anzubieten, welche dieser lächelnd annahm und sich neben dem treuherzigen Paare niederließ, jedoch so, daß er den vornehmen Nachbar, den er aufmerksam fixirte, nicht aus den Augen verlor.

— Rendant also, — sagte er ein wenig zerstreut, mit dem Löffel in seiner Tasse rührend, — freut mich, freut mich herzlich, lieber Gerold. —

„Je nun, man kann damit wohl zufrieden sein," entgegnete dieser, sich vergnügt die Hände reibend, und in sichtlich sich steigernder Laune. „Aber nun Du, Kronberg, welchen Weg hast Du denn eingeschlagen? Studirt wohl schwerlich."

— Doch studirt! — antwortete der Commilitone.

„Aber wie weit, Alterchen?" fragte unser Rendant aufgeräumt und mit einer verdächtigen Miene.

— Nun, auch ich habe Ursache mit meiner Carrière bis jetzt zufrieden zu sein; ich bin Oberpräsident von S. —

„Spaßvogel!“ rief Herr Gerold aus vollem Halse lachend, „Du und Oberpräsident. Nimm mir's nicht übel, alter Junge, aber Du warst im Grunde damals doch ein ziemlich schwaches Licht.“

Herr Kronberg war so gefällig, mitzulächeln.

— Ich mag allerdings nicht so viel Verdienste gehabt haben als unser Mustergeselle Gerold, — sagte er, — aber das Glück ist zu Zeiten blind, alter Freund, und mit dem Oberpräsidenten hat es daher seine Richtigkeit. —

Die Frau Rendantin, welche schon beim ersten Ausbruch der jovialen Laune ihres Gatten, diesen einige Male bedenklich am Aermel gezupft und auf den Fuß getreten hatte, blickte jetzt in verzweiflungsvoller Verlegenheit und krampfhaft strickend auf ihren Strumpf. Aber auch unseres alten Freundes bemächtigte sich eine ängstliche Stimmung; die Tokayerrosen erlöschten auf seinen Wangen, er war plötzlich nüchtern geworden.

„Der Herr Oberpräsident, Freiherr von Kronberg,“ — stammelte er, sich erhebend und in größter Verlegenheit an den Rand des Tisches anklammernd.

— Der Freiherr von Kronberg und ich sind eine

Person, — ergänzte der alte Schulkamerad, — die Gnade Sr. Majestät — —

„Ach — der Herr Oberpräsident wollen vergeben," — unterbrach ihn der Rendant, — „meine unverzeihliche Albernheit, — der Wein, — die Freude, — Hochdero Herablassung — wie konnte ich ahnen?" —

— Beruhige Dich, alter Freund! — sagte Herr von Kronberg, — und laß es bei dem traulichen Du unserer Alumnenzeit. Ein Tag wie der heutige macht die Jahre schwinden und löscht Unterschiede aus. —

Er reichte bei diesen Worten dem alten Kameraden mit würdevoller Herablassung die Hand, ohne daß es ihm jedoch gelingen konnte, denselben in eine behaglichere Stimmung zu versetzen. Der Rendant saß mit einem Armensündergesicht dem hochgestiegenen Stubengesellen gegenüber, ängstlich beflissen, in dem Dilemma zwischen Du und Sie jedwede directe Anrede zu vermeiden, während Jener, gewandt und gefällig, durch Reminiscenzen kleiner gemeinsamer Erlebnisse, wie durch Erkundigungen nach dem Schicksale dieses oder jenes Commilitonen seine Verlegenheit zu decken und seine Beklommenheit auszugleichen sich bemühte, und so gelangte er denn schließlich zu der-

selben Frage, in welcher sein Erscheinen vorhin die Frau Rendantin unterbrochen hatte:

— Was wohl aus dem unglücklichen Strauch geworden sein mag, lieber Gerold? —

„Ich muthmaße, daß er in den leidigen Kriegszeiten seinen Untergang gefunden hat, Herr Oberpräsident," antwortete der Rendant.

— Und Du hast niemals etwas über sein Schicksal gehört? —

„Niemals, Herr Oberpräsident, direct mindestens niemals. Ich müßte denn diese kostbare Uhr als ein Lebenszeichen von ihm betrachten, die ich einige Jahre nach seiner Entfernung unter dem Poststempel „Paris", aber ohne ein Wort, ohne eine Andeutung von seiner Hand erhalten habe, nur daß auf ihr inneres Gehäuse das Wort; „Reparation" gegraben ist. Sie hat seit dreißig Jahren mir noch nicht einmal den Dienst versagt und mahnt mich jede Stunde an den unglücklichen, jungen Freund, den Liebling der ganzen Anstalt, wie der Herr Oberpräsident sich vielleicht noch erinnern werden, ja: ihren Liebling trotz seiner Verirrungen."

Er zog bei diesen Worten eine Uhr hervor, die an einer kurzen, mit einem faustdicken Büschel von Berloques schließenden Kette aus seiner Tasche hing

und an deren schwerem, goldenen Gehäuse man ihr dreißigjähriges Alter wohl erkennen konnte, ließ einen wehmüthigen Blick auf dieselbe fallen und sie vor den Ohren des Herrn Oberpräsidenten repetiren. Der Herr Oberpräsident war aber augenscheinlich weniger mit diesem Präciosum als mit seinem fremdländischen Nachbar beschäftigt, der während der letzten Minuten aufgestanden war, einige Schritte auf und nieder ging, da das Sitzen auf der niedrigen Rasenbank ihm lästig zu werden schien, und sich schließlich eine Cigarre anzündete. Bei dieser Bewegung traf sein Blick den des Oberpräsidenten. Derselbe erhob sich, sie verbeugten sich gegen einander und Herr von Kronberg schien einen Moment zu schwanken, ob er sich dem Fremden nähern solle. Da dieser ihm aber keinen Schritt entgegen that, und sich wieder ruhig, dicht in der Nähe des Geroldschen Etablissements, aber diesem halb den Rücken wendend, niederließ, nahm auch er seinen früheren Platz wieder ein, und die Uhr, die er gedankenlos dem Rendanten aus der Hand genommen, zurückgebend, sagte er:

„Die Familie von Strauch hat einen nicht unbedeutenden Zusammenhang mit mehreren angesehenen Häusern unseres Landes, das Schicksal eines ihr An-

gehörigen ist daher immerhin interessant. Zudem hat mir dasselbe seiner Zeit einen tiefen Eindruck gemacht, welchen das heutige Erinnerungsfest lebhaft erneuerte, nur daß ich damals zu jung und zu unaufmerksam war, um den Zusammenhang klar aufzufassen und daß die gewaltigen Ereignisse, welche sich gleichzeitig in unserer unmittelbaren Nähe entwickelten, die Erinnerung daran bald genug verdrängten. Nur die Scene mit dem schönen Lottchen ist mir noch lebhaft im Gedächtniß. Wie hing die Sache eigentlich zusammen, alter Freund? —

Die Frau Rendantin warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten; auch dieser schien betreten und einigermaßen schwankend, er sah eine Weile sinnend vor sich nieder. Indessen die Bitte des Herrn Oberpräsidenten, der seine absichtslose Beleidigung so großmüthig durch das Heraufbeschwören gemeinschaftlicher Jugenderinnerungen zu decken suchte, konnte doch nicht gut zurückgewiesen werden, und so sammelte sich der gute Mann, warf seinem Linchen einen ermuthigenden Blick zu, räusperte sich und begann:

„Ueber den Familienzusammenhang des Alumnus von Strauch vermag ich dem Herrn Oberpräsidenten die gewünschte Auskunft nicht zu geben. Alles, was

ich weiß, ist, daß er der einzige Sohn einer Beamtenwittwe in Dresden war, die bald nach der Entfernung des erwähnten von Strauch von der Anstalt die Heimath verlassen, und bei Verwandten, wie verlautete in Rußland, ihr Domicil genommen haben soll. Unter allen Umständen aber war der Alumnus von Strauch nicht mit zeitlichen Gütern gesegnet, denn er befand sich nicht als Extraneus, sondern als einfacher Schüler unter uns und mußte sich nach den Gesetzen mit einem Taschengelde von wöchentlich höchstens zwei Groschen begnügen. Er war von einer Gemüthsart, die in diese klösterlichen Einrichtungen nicht paßte, er war heißblütig, kühn und leidenschaftlich; wie es denn von jeher einige Feuerköpfe gegeben hat, die sich nicht unter das Joch der alma mater beugen konnten, das auf der anderen Seite so manchem leichtsinnigen Knaben und verhätschelten Muttersöhnchen zu kräftigender, heilsamer Zucht und Ausbildung gedient hat. Eines schickt sich aber nicht für Alle, wie der große Dichter sagt, und, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, am wenigsten in der Erziehung. Auch werden der Herr Oberpräsident mir darin beipflichten, daß die damalige Disciplin der Schule im Vergleich zu der jezeitigen eine bedeutend

straffere war, und daß mancherlei Observanzen und Einrichtungen beibehalten worden waren, die wir heut zu Tage fast barbarisch nennen würden."

— Mag sein, — meinte Herr von Kronberg mit in die Höhe gezogener Unterlippe und ziemlich knappem Tone, — indessen muß anerkannt werden, daß im Punkte der Freiheit in keinem Stücke zu weit gegangen werden darf. —

„Beileibe nicht!" bestätigte der Rendant.

— Daß Regel und Disciplin die Säulen einer Anstalt sein müssen, in welcher der Staat ein bedeutendes Contingent seiner Beamten heranbilden läßt. —

„Unzweifelhaft!" fiel Herr Gerold ein.

— Daß man beginnt, mit dem sogenannten Rechte der Individualität einen gefährlichen Mißbrauch zu treiben und daß die Autorität, wie der Herr Minister heute so vortrefflich sagte, — aber ich habe Dich unterbrochen, fahre fort, alter Freund, die Geschichte des jungen Schurken interessirt mich ungemein. —

Die blassen Wangen des Rendanten färbten sich ein wenig höher.

„Herr Oberpräsident," rief er mit großer Lebhaftigkeit, „Clemens von Strauch war keineswegs ein

Schurke, ja ich erdreiste mich zu behaupten, er war ein Jüngling von den seltensten Anlagen des Geistes und Herzens! — Wennschon," — fügte er darauf wieder schüchtern hinzu, — „wennschon der Herr Ober=präsident, die ihn als Jüngerer weniger gekannt ha=ben, als meine Wenigkeit, leicht zu so strengem Ur=theil gelangen konnten; denn ich darf nicht leugnen, daß der junge Mann seiner Zeit von dem gesammten Lehrerpersonale als eine Art von verlorenem Sohn angesehen worden ist. Keiner unserer Commilitonen erhielt so viele Strafen als er und es würde im Wintersemester des Jahres 1805 unzweifelhaft we=gen unerlaubten, heimlichen Kaffeekochens schon mit ihm zur Relegation gekommen sein, wenn nicht gleich=zeitig seine meisterhafte griechische Examenarbeit über die Schlacht von Marathon das Lehrercollegium zur Nachsicht gestimmt hätte, so daß er für dieses Mal noch mit der Strafe des knienden Carirens gnädig genug entschlüpfte, wie der Herr Oberpräsident" —

— Ich glaube mich zu erinnern, — unterbrach ihn dieser ein wenig ungeduldig. — Aber nun die Hauptgeschichte mit Waschmann's Lottchen, lieber Gerold. —

Des guten Linchens rothes Gesicht färbte sich weiß

bei diesem Namen, während über ihres Gatten staubfarbene Wangen eine noch höhere Röthe lief als vorhin. Er entgegnete jedoch mit Ruhe:

„Eine eigentliche Geschichte mit Charlotte Brand ist mir unbekannt geblieben, Herr Oberpräsident. Die schöne Jungfrau mag das Wohlgefallen des in diesem Punkte sicherlich leicht entzündbaren Jünglings erregt haben, der zu jener Zeit schon in seinem zwanzigsten Jahre stand, ein Alter, in welchem das Gefühl der Liebe die männliche Brust am heftigsten zu bewegen pflegt. Weiter nichts. Die erschütternde Scene mit der erwähnten Charlotte Brand, deren Zeuge die ganze Anstalt gewesen ist, war sicherlich nur eine Eingebung ihres guten, ich darf wohl behaupten großmüthigen Herzens. Genug, alles, was ich berichten kann, ist, daß im Herbst des Jahres 1806, als jene große unheilvolle Katastrophe des Vaterlandes sich den Thoren der Anstalt zu nähern begann, des Primaners v. Strauch letztes Semester in derselben gekommen, daß er unser, das heißt des Herrn Oberpräsidenten, als eines damals blutjungen Untergesellen, und meiner Wenigkeit Stubenältester war, und daß wir Alumnen ohne Ausnahme uns dem heiteren, schönen, noblen Commilitonen von Herzen zuge-

than fühlten, vor Allen die Schwächeren und Schüchternen, die jederzeit einen Beschützer an ihm fanden. Ich gehörte zu den letzteren und ich schäme mich nicht zu bekennen, Herr Oberpräsident: Clemens v. Strauch war mein jugendliches Ideal und mein Idol; mit Ausnahme meiner guten Mutter liebte ich keinen Menschen in innigster Seele so wie ihn. Ich hatte von dieser, — meiner guten Mutter nämlich, — zu Weihnachten anno 1805 das einzige Kleinod aus dem Nachlasse meines seligen Vaters zum Präsent erhalten, eine Uhr, die ich gebührend in Ehren hielt, wenngleich sie mir häufig den Dienst versagte und ich mein sehr bescheidenes Wochengeld fast ausschließlich für Reparaturen beim Uhrmacher verwenden mußte, da dem kleinen Kunstwerke in meiner Westentasche die lebhaften Spiele und Balgereien im Schulgarten weniger zuträglich sein mochten, als der Person ihres Trägers. Und so hatte ich denn auch just wieder kurz vor dem Tage, als jene Katastrophe sich zutrug, deren Schilderung der Herr Oberpräsident mir aufgegeben, dem Waschmann Brand, der gleichzeitig den Botendienst nach der Stadt versah, dieses mein Preciosum zur Remedur daselbst anvertraut. Irre ich nicht, so war es im Laufe des dreizehnten Oktober,

als die ersten preußischen und sächsischen Truppen an der Schule vorüberzogen, und daß das Schreiben eines hochgestellten Militärs an den Rector um die Freilassung des Primaners v. Strauch zum Zwecke eines verwandtschaftlichen Wiedersehens in der benachbarten Stadt nachsuchte. Von Strauch erhielt den erbetenen Dispens bis zum Abendgebet dreiviertel auf neun. Aber die Gebetglocke läutete, v. Strauch war nicht zurück. Der Hebdomadar fragte: „Primaner Strauch noch nicht retour?“ Alles schwieg. Die Unteren stiegen hinauf in den Schlafsaal, ich, der ich bei der neulichen Versetzung nach Prima gerückt war und bis um zehn aufbleiben durfte, schlich mich leise über den Hof, bat den Thorwart wach zu bleiben und den Waschmann Brand, der die nächtliche Aufsicht im Schulhause vor den Schlafsälen zu handhaben hatte, unten den Riegel nicht vorzuschieben; dann ging ich wieder hinauf. Ich war in lebhaftester Unruhe, das Schicksal meines Freundes stand mir jammervoll vor Augen; mein Herz klopfte, ich saß aufrecht in meinem Bette und konnte nicht schlafen. In der Ferne sah ich rings auf den Höhen die Wachtfeuer unserer Armeen lodern. Aber ich dachte nicht an die ungeheuere Entscheidung, welche uns die näch-

sten Stunden bringen konnten, ich dachte nur an meinen Strauch. Endlich nach Mitternacht höre ich ihn kommen; der Schein der Nachtlampe fällt auf ihn, er sieht blaß, verstört, aufgeregt und ich ahne gar wohl, daß er des Guten unter den militärischen Gästen zu viel gethan haben mag. Ich hole ihm daher einen Becher Wasser und nöthige ihn zur Ruhe. „Hast Du das Thor noch offen gefunden, Strauch?“ frage ich. — Ich bin vom Berge über die Mauer gesprungen, — antwortete er. „Hast Du den Riegel unten vorgeschoben?“ — Nein. — So schleiche ich mich denn noch einmal hinunter, um dem Brand keine Ungelegenheiten zu bereiten, riegele zu und gehe wieder hinauf und zu Bett. Ich merkte gar wohl, daß der Strauch etwas auf seinem Herzen hatte, ich konnte ihn schwer zum Niederlegen bringen. Er lief im Schlafsaale auf und nieder und wollte mehr als einmal mit mir reden. Aber ich sagte: „Halte Ruhe, armer Junge, störe die Anderen nicht, Du machst das Unglück nur schlimmer. Morgen erzählst Du mir Alles.“ — Ja morgen, morgen! — rief er, und warf sich endlich auf sein Bett. Trotz meiner Beängstigung schlief ich endlich ein, denn beim Schlafen thut die Gewohnheit viel und die gesunde Natur.

Manchmal aber war mir's halb wie im Traum, als hörte ich ein Stöhnen und sähe des Unglücklichen Gestalt im Mondenschein den Saal auf und nieder schreiten. Ich hörte seinen Ruf: „Gerold!" an meinem Bettende und dann immer wieder: „Nein, nein, morgen, morgen!" Endlich war alles still geworden. Die innerliche Unruhe weckte mich eine Stunde früher als gewöhnlich; ich höre die Glocke vier schlagen, höre Geräusch an der Thür und den Ruf meines Namens aus dem Munde des Waschmanns, der eben in die Thür tritt. Beim Scheine seiner Laterne werfe ich einen Blick auf den Strauch. Er schläft, von dem Eintretenden ungestört, — o, daß er doch aufgewacht wäre! — sein Gesicht ist weiß wie das einer Leiche und er bewegt im Traume die Arme mit heftigen Gesticulationen. Es war ein einziger Blick, denn die Botschaft des Brand drängte zur Eile. Ja, so unglücklich können Umstände zusammentreffen, Herr Oberpräsident! Der Prediger aus dem benachbarten Dorfe, in welchem meine gute Mutter als Predigerswittwe lebte, hat mitten in der Nacht den Schularzt zu ihrem Beistand herbeirufen müssen, da ein heftiger Schreck über das ungebührliche Betragen der Einquartierung der schwächlichen

Frau einen Blutsturz zugezogen und sie an den Rand des Grabes gebracht. Der Herr Rector giebt mich auf ihr Ansuchen in Begleitung des Schularztes frei bis zum Mittag. Ich eile in meine Kleider und vor das Thor, wo der Doctor in seinem Wagen schon bereits meiner wartet. Als ich einsteigen will, denke ich daran, daß ich ohne Uhr meinen Urlaub verpassen könnte und ich frage den Waschmann: „Ist meine Uhr noch nicht fertig, lieber Brand?“ — Ja, — antwortete er — ich habe sie gestern früh mit aus der Stadt gebracht und will gleich gehen, sie zu holen. — Aber der Doctor ruft aus dem Wagen: „Keinen Aufenthalt anjetzo, junger Freund; der Augenblick drängt, vorwärts!“ Ich steige ein, wir fahren. Von allen Seiten ziehen die feindlichen Truppen dem verhängnißvollen Kampfplatze zu. In einem halben Stündchen sind wir bei meiner guten Mutter. Sie ist kreideweiß, lautlos und sterbensmatt; aber der Doctor tröstet mich. Er findet keine Gefahr, verordnet Kühlung und Ruhe, und fährt weiter, um noch ein wenig mehr in der Nähe die Zurüstungen auf dem großen Welttheater zu recognosciren. Denn der alte Doctor war ein Politicus und „zum Klappen kommt es, heute oder morgen, aber dann Gnad' uns

Gott!“ sagte er beim Weggehn und verspricht auf der Rückfahrt wieder nachzusehen und mich zu rechter Zeit abzuholen. Und zur rechten Zeit halten wir denn auch richtig vor der Pforte. Aus der Ferne und aus der Nähe hören wir den Donner der unseligen Doppelschlacht, die unser Vaterland zertrümmern sollte. Der Thorwart öffnet mit verstörten Mienen, der Waschmann Brand geht händeringend auf und ab. „Schrecklich, schrecklich!“ höre ich ihn jammernd rufen. Ich denke natürlich, daß das Kriegsgetümmel ihn dermaßen beängstigt, aber, gerechter Gott! wie wird mir, als er mich jetzt bei Seite nimmt und sagt: „Herr Gerold, Ihre Uhr ist fort!“ — Meine Uhr? — fahre ich auf, — wohin, wohin? — „Gestohlen, aus meiner Stube!“ — antwortet er außer sich, — „aber ich bin unschuldig, weiß es Gott im Himmel, ich bin unschuldig, Herr Gerold!“ — Ich war meiner Sinne kaum mächtig. — Schnell hinüber in den großen Lectionssaal, — drängt jetzt der Thorwärter — Sie werden Unglückliches erleben, Herr Gerold; das ganze Collegium ist bei einander in hoher Synode. — Ich stürze über den Hof, halb verwirrt durch Alles, was in diesen wenigen Stunden auf mich eingestürmt: das Schicksal meines Freundes

die Gefahr meiner Mutter, der Donner zweier Schlachten und nun gar noch der Diebstahl an meinem Heiligthume, meiner väterlichen Uhr! — — Im Schulsaale steht es Kopf bei Kopf: das ganze Lehrerpersonal, sämmtliche Schüler, Beamte und Diener der Anstalt, drängen sich zusammen. An der Thüre lehnt neugierig der kleine Schusterjunge, welchem der letzte entehrende Dienst bei derartigen Vorkommnissen oblag. Man schiebt mich nach der Mitte, wo die Herren Lehrer mit feierlichen Mienen Platz genommen haben. Mein Auge haftet entsetzt auf dem Rector, der hochaufgerichtet, eine Zornesader über der Stirn, mir in diesem Augenblicke erschien wie der leibhaftige Jupiter Tonans."

— Das Gesicht macht Deiner jugendlichen Phantasie alle Ehre, alter Freund, — fiel Herr von Kronberg lächelnd ein, — denn eine Jovisgestalt war sie just nicht, unsere lange dürre gestrenge Magnificenz! —

„Jetzt wurde er meiner ansichtig, hielt mir meine Uhr entgegen und rief: — Erkennt Er diese Uhr als die Seine? — „Ja, Herr Rector!" stammelte ich. — Weiß Er auf welche Weise sie Ihm abhanden gekommen? — „Nein, Herr Rector. Der Waschmann Brand, dem ich sie zur Reparatur in der

Stadt übergeben, sagte mir heute Morgen, daß sie in seiner Stube aufbewahrt sei." — So höre Er, junger Mann, höre Er und entsetze Er sich: diese, seine selbige Uhr, das Erbstück Seines würdigen Vaters, dessen Name in das Gehäuse eingegraben ist, diese Uhr ist gestern Nachmittag aus der Wohnung des Waschmann Brand gestohlen worden. Gestohlen sage ich. Gestohlen von einem Zögling dieser ehrwürdigen Anstalt, von einem Edelmann, von Seinem Senior, der Ihm als Ordner und Vorbild gesetzt worden ist, von Seinem Special, junger Mann, von — diesem Schuft! — Meine Augen, welche bis jetzt am Boden geruht hatten, folgten schüchtern der Richtung des aufgehobenen Armes des Rectors. Wie möchte ich aber mein Entsetzen beschreiben, als sie an der Gestalt meines lieben, unglücklichen Strauch haften blieben. Nein, Herr Oberpräsident, kein Verbrecher an dem Schandpfahl, kein Mörder auf dem Galgenplatz kann einen solchen Eindruck gewähren als dieser entehrte junge Mann. Aschfarbig, die Haare auf seinem Haupte in die Höhe strebend, die Augen starr aus ihren Höhlen tretend, mit Schweiß bedeckt, die Hände geballt und die Zähne convulsivisch an einander schlagend, so stand er mit dem Ausdrucke

des Wahnsinns, die Andern fast um Kopfeslänge überragend, und ich habe in meinem Leben wohl schon einen tieferen und nachhaltigeren, aber niemals einen stechenderen Schmerz empfunden als in diesem Augenblicke."

„Es kam über mich wie eine Eingebung; gewißlich nicht weniger zitternd als der Unglückliche selbst, stammelte ich: „Er, er hat die Uhr nicht gestohlen, Herr Rector, ich — ich habe sie ihm geschenkt!"

— Ja ja! — fiel Herr von Kronberg ihm lebhaft in's Wort, — jetzt erinnere ich mich deutlich. — Du kamst übel genug an mit Deiner Großmuth, braver Gerold. „Keine alberne Lüge, junger Mann!" — donnerte der unerbittliche Schulmonarch, — „Inculpat ist geständig und überführt. Die hohe Synode hat ihren Spruch gefällt. Weiche Er von hinnen, Er Uebelthäter!" Und nunmehr folgte die fulminanteste der classischgroben Reden, welche jemals aus des Gestrengen Munde geflossen ist. Ich höre sie noch. Es ist etwas Eignes um das Gedächtniß; nach fast dreißig Jahren steht mir die längstvergessene Scene plötzlich so lebhaft vor der Seele, als hätte ich sie erst gestern erlebt, so hat Deine Schilderung mir die Erinnerung aufgefrischt.

Hat darum der große Churfürst Moritz diese Anstalt gegründet, — so donnerte er, — daß wir Schurken und Diebe in ihr erziehn? Sind Euch darum die hohen Alten exponirt, ist Euch darum des Herrn Gebot gepredigt worden, daß Ihr die Nächte in Spiel- und Saufgelagen verbringen sollt? Heißt das Humaniora studiren: seinen Freunden ihre Kleinodien zu stehlen? heißt das der alma mater ihre Sorge vergelten, wenn Ihr aus Euerem Sündenpfuhl das heilige Antlitz mit Koth bespritzt? O, Er Verruchter! Ein Fürstenschüler will Er sein? Ein Galgenvogel ist Er, ein Strauchdieb, ein verlorenes Subject! Man treibe das räudige Schaf aus unserer Hürde, ehe es die ganze Heerde verpestet hat! —

Herr von Kronberg schwieg lächelnd, sich seines prompten Gedächtnisses erfreuend, unser Rendant aber fiel ein:

„Ja, ja, Herr Oberpräsident, das waren seine Worte, genau seine eigenen Worte, aber nun denke man sich die allgemeine Erschütterung, als just in demselben Augenblicke das Feuer der Schlacht sich dermaßen verstärkte, daß die Fensterscheiben erklirrten, und das alte Kloster in seinem Grunde zu erbeben schien. Die ganze Versammlung stand lautlos und

zitternd, doch fiel es keinem der Lehrer ein, in dieser allgemeinen Entscheidungsstunde das Strafgericht über den Einzelnen zu unterbrechen; im Gegentheil, es machte den Eindruck, als ob diese Donnerstimme der empörten Magnificenz zu ihrer Unterstützung vom Himmel gesendet worden sei. — „Gottes Gerichte!“ schrie er mit einer Gewalt, daß das Rollen der Geschütze davon übertäubt wurde, — „Gottes Gerichte! Eine Geißel kommt über die Welt, die verworfene Brut zu vernichten; eine Sündfluth wälzt sich heran, das Geschlecht der Schande zu ersäufen. Höret, höret! Gedenket dieser Stunde! Beugt Euch, auf daß Ihr Euch erheben lernt! Weiche Er von hinnen, Er Uebelthäter!“ — Ich war auf meine Knie gesunken. „Er ist nicht schuldig, nicht schuldig!“ schluchzte ich. Meine Sinne schwanden für einige Augenblicke, und als sie wiederkehrten, hatte mein unglücklicher Freund den Saal verlassen. Alle Rücksicht vergessend, raffe ich mich empor, stürze ihm nach, und erreiche ihn am Fuße der Treppe, wo er halb ohnmächtig an einem Pfeiler lehnt. Nur der kleine Schusterjunge stand neben ihm, der dem Brauche gemäß, den Beschimpften bis zum Thore, an welchem der gedungene Führer nach der nächsten Station seiner harrte, das

Geleit geben und gleich einem Büttel mit einem tüchtigen Fußtritt aus den Armen der alma mater entlassen mußte. Ich fiel meinem Freunde um den Hals, klammerte mich an ihn und weinte die bittersten Thränen. „Ach, wie ist dies nur alles gekommen?“ rief ich, „warum hast Du mich nicht vorbereitet? ach mein armer, mein armer, lieber, einziger Strauch!“ — Die Thür wurde oben geöffnet: „Alumnus Gerold!“ rief die Stimme des Hebdomadars. Bei diesem Rufe durchzuckte es den Strauch, wie ein electrischer Schlag; er rafft sich zusammen, preßt mich heftig an sich, reißt sich aus meinen Armen, und den Schusterjungen bei Seite stoßend, daß derselbe rücklings zu Boden taumelte, stürzte er über den Hof. In diesem Augenblicke drängen die ersten Wagen der in der Schlacht Verwundeten durch das Thor; wie ein Pfeil wendete der Fliehende sich zur Seite, erklettert mit der Gewandheit, die keinem Zögling der Anstalt wie ihm eigen war, eine Linde, schwingt sich von da auf die Ringmauer und hinunter in den Wald — ich habe ihn niemals wiedergesehen!“

In der That, sagte Herr von Kronberg nach einer Pause, es war ein ergreifender Moment, als jetzt die ersten, dumpfen Gerüchte über den zweifelhaften Stand

der Schlacht in die Versammlung drangen, als der Donner der Kanonen die Mauern erschütterte, als die ersten Verwundeten gemeldet wurden und der alte, brave Rentmeister den Saal verließ, um für ihr Unterkommen zu sorgen. Und als nun nach wenigen, lautlosen Minuten die Thür von Neuem aufgerissen wurde und das schöne Lottchen, außer sich, athemlos, staubbedeckt und schluchzend, die blonden Haare in wilder Unordnung an den glühenden Wangen niederhängend, zu den Füßen des Rectors niederstürzte, — wahrhaftig ich könnte die Scene malen. „Gnade!“ rief sie, die Hände ringend, „Gnade, Hochwürden! Rufen Sie den Unglücklichen zurück! Er ist unschuldig! ich — ich habe ihm die Uhr gegeben!“ — Aber weit entfernt, durch diese Aufopferung die Sache des jungen Galans zu verbessern, reizte sie den alten Herrn, der in diesem zarten Punkte am wenigsten Spaß verstand, nur auf das Empfindlichste. — Sie? Sie? — brüllte er wie ein Wüthender, indem er sie mit dem Fuße von sich stieß, — Sie hat sie ihm gegeben? Um desto schlimmer für den Elenden, — das gestohlene Geschenk einer Dirne! —

Bei diesen Worten sprang der Rendant Gerold

in die Höhe, als hätte ihn eine Natter gestochen. Er setzte sich aber augenblicklich wieder nieder und fiel dem Erzähler mit einem eigenthümlich feierlichen Klange der Stimme und hochgerötheten Wangen in die Rede:

„Und so wird es denn auch wohl dem Herrn Oberpräsidenten noch erinnerlich sein, wie bei dieser empörenden Schmähung Charlotte Brand sich vom Boden erhob mit der Würde einer beleidigten Königin und, über den ganzen schönen Leib erschaudernd, Todtenbläße auf dem Angesichte, ausrief: — „Einer Dirne? Einer Dirne? Nein, keiner Dirne, keiner, — ich habe, — ich bin, — aber gleichviel! Der Unglückliche ist nicht ohne Schuld, aber diese Schmach hat er nicht verdient. Rufen Sie ihn zurück, prüfen Sie noch einmal, strafen Sie menschlich, Hochwürden! Ersparen Sie dem Unglücklichen den Jammer einer Mutter, den Fluch einer Familie, das Brandmal eines ganzen Lebens!“ — Sie stürzte nach diesen Worten besinnungslos zu Boden und mußte aus dem Saale getragen werden. Ein hitziges Fieber hielt sie wochenlang an der Marke des Lebens. Aber selbst der Rector erschien erschüttert und blickte einige Secunden ungewiß im Kreise der schweigenden Lehrer rund um-

her. Alles ſtand mit niederhängenden Köpfen. In dem Augenblicke kam die Meldung, daß ein neuer Transport Verwundeter in den Hof gefahren werde, und der ſchmähliche Verluſt der Schlacht nicht zu bezweifeln ſei. Die Lehrer entfernten ſich, wir zerſtreuten uns. Das Schickſal von Millionen, die Schmach des Vaterlandes verdrängten das Schickſal des Einzelnen — aber ich habe ihn niemals vergeſſen!"

— Welchen Zuſammenhang hatte es denn nun aber eigentlich mit Deiner Uhr? — fragte Herr von Kronberg nach einer Pauſe.

„Den einfachſten und unglückſeligſten, Herr Oberpräſident. Schuld und Zufall hatten ſich wie immer im Leben zu eines Menſchen Untergang verbündet. Ehe der arme Strauch den Weg nach der Stadt angetreten, war er noch auf ein Weilchen bei dem Waſchmann Brand vorgeſprochen, deſſen Tochter Charlotte allein zu Hauſe war. Da ſie des jungen Mannes Sorgloſigkeit aus Erfahrung kannte, mahnte ſie ihn zu pünktlicher Heimkehr, und er geſtand ihr, ſeine Uhr kürzlich verloren und die Abſicht gehabt zu haben, ihren Vater für ein Paar Stunden um die ſeinige zu bitten. Sie wußte, wie gute Freunde Strauch

und ich miteinander waren, wie gern ich, wäre ich zugegen gewesen, in die kleine Gefälligkeit gewilligt haben würde, sie bot ihm daher meine Uhr, die ihr Vater am Morgen aus der Stadt zurückgebracht hatte, zur Aushülfe an. Er nahm sie und ging. Aber kaum, daß ich am andern Morgen mit dem Doctor abgefahren bin, so trat der Strauch schon wieder in Brand's Wohnung, wo er wieder Charlotten allein zu Hause fand. Die Mutter war todt seit Jahren, der Vater fast Tag und Nacht in Geschäften, die zweite Schwester zum Unglück just bei der ältesten auf dem Lande. Des Jünglings verstörtes Wesen fällt dem Mädchen auf, sie hält ihn für krank, erforscht sein nächtliches Ausbleiben und bittet endlich um die geborgte Uhr. Ein Schauder überfällt den Unglücklichen; sie erkennt das Unheil fast ohne Worte: in der Erhitzung des Weines, der Leidenschaft in Gesellschaft junger, übermüthiger Officiere, hat er nicht nur seine kleine Baarschaft, hat er die geliehene Uhr gestern Abends — verspielt, und jetzt ist er gekommen, ihren Vater zu beschwören, daß er keine Anzeige macht, bis er mit seinem Freunde gesprochen und das erforderliche Geld aufgetrieben haben wird, um die Uhr einzulösen, oder durch eine andere zu ersetzen.

Das junge, erschrockene Mädchen indessen sieht weiter, sie sieht alle jene unberechenbaren Zusammentreffen, welche weit öfter einen Frevel an den Tag bringen, als daß ein günstiger Zufall denselben deckt. Hier muß rasch geholfen werden. Ihr am Morgen viel-beschäftigter Vater wird den Verlust binnen wenigen Stunden nicht gewahr und nöthigenfalls durch des Jünglings Bitten an einer Anzeige gehindert werden. Sie steckt den mühsam durch ihrer Hände Arbeit er-worbenen Sparpfennig zu sich und macht sich auf den Weg nach der Stadt, die Uhr einzulösen, oder mindestens der Entdeckung des Frevels vorzubeugen. Noch liegt die Gegend im Morgendunkel, aber schon ist die Fahrstraße belebt durch ein französisches Streif-corps, das, von den südlichen Höhen kommend, sich in entgegengesetzter Richtung von der Gegend bewegt, in welcher die verhängnißvolle Schlacht geschlagen werden sollte. Sie muß sich bald rechts, bald links wenden, Seitenpfade einschlagen, hinter Hecken und Dörfern verbergen; die Wegstunde bis zur Stadt wird dadurch verdreifacht. Ihre Angst steigert sich von Minute zu Minute. Endlich erreicht sie das Thor, endlich das Wirthshaus, in welchem das ge-strige Gelag abgehalten worden ist. Wie sie richtig

vorausgesehen, hat der Wirth die Uhr an Zahlungsstatt angenommen, aber auch schon am Morgen bei einem Uhrmacher, mit dem er just Geschäfte gehabt, eingewechselt. Sie kennt den Uhrmacher, es ist der der Anstalt, mit dem sie schon manches Mal in Berührung gekommen. Sie eilt in sein Haus, aber die Sinne drohen ihr zu schwinden, als sie erfährt, daß er es vor einer Stunde verlassen hat und erst gegen Mittag zurück erwartet wird. Er ist nach der Anstalt gegangen, sie fühlt es, sie weiß es. Kennt er nicht die Uhr? hat er sie nicht erst gestern unter seinen Händen gehabt? muß er nicht eine Veruntreuung voraussetzen? Ohne Zögern eilt sie ihm nach; die Angst giebt ihr Flügel, und doch darf sie nicht wagen die Fahrstraße einzuschlagen, sie muß den Weg über den Berg nehmen; ein unberechenbarer Aufenthalt, wo jede Minute kostbar ist. In der Ferne der Donner der Schlacht; in ihrem Herzen die Qual um das Schicksal des schuldigen Jünglings, die Qual der eigenen Mitschuld an demselben. Sie stürzt fort gleich einem gehetzten Reh, die Brust droht ihr zu bersten und die Sonne steigt immer höher! Die Mittagsstunde ist längst vorüber, als sie an der Ringmauer anlangt, welche das Kloster von dem Bergwalde scheidet, und

die sie umschreiten muß, um nach der Pforte zu gelangen. Da liegt die Kirche mit dem umschließenden Friedhof. Sie lehnt sich, Athem schöpfend, einen Augenblick an die Mauer, faltet die Hände und blickt in frommer Fürbitte in die Höh'. Da, — in diesem Augenblicke hört sie ein Rauschen in den Aesten des Baumes, der die Mauer überschattet, eine Gestalt erscheint auf derselben, und der Unglückliche, für dessen Rettung sie eben gebetet, fällt pfeilgeschwind, einem Wahnsinnigen gleich, zu ihren Füßen auf den Boden. Was zwischen ihnen vorgegangen, welche Worte sie gewechselt in diesen höchsten Augenblicken, nur Gott weiß es. Es können nur wenige Minuten gewesen sein, denn wie bald stand die Unglückliche, mitschuldig und doch unschuldig vor dem strengen Richter, in der letzten Hoffnung, einen Spruch zurückzurufen, den der Angeklagte in der Angst, sie in sein Verhängniß zu ziehen, nicht durch ein offenes Geständniß zu mildern gesucht hatte. Sie kam zu spät zu seiner Rettung, auch sie hatte ihn verloren für das Leben!"

— Ein beklagenswerthes Beispiel des Leichtsinns, — sagte Herr von Kronberg, — leider nicht vereinzelt stehend, selbst in unseren bestgeleiteten Anstalten. Aber sage mir, alter Freund, was ist denn

schließlich aus dem schönlockigen Schülerliebchen geworden? —

Der Rendant Gerold zitterte, Todtenbläße wechselte mit einem raschen Roth auf seinem ehrlichen Gesicht, die Stimme versagte ihm mehr als einen Moment; endlich aber erhob er sich und unter einer tiefen Verbeugung vor dem Fragenden antwortete er mit feierlicher Stimme:

„Schließlich, Herr Oberpräsident, schließlich — meine Frau!"

— Deine Frau? — fragte Herr von Kronberg halb verlegen, halb ungläubig auf die schluchzende, Matrone an seiner Seite blickend.

„Ja, meine Frau," bestätigte der Rendant, „die Mutter meines einzigen Kindes, meine edle, schöne, heißgeliebte Frau!"

— Verzeihung, Frau Rendantin, — sagte Herr von Kronberg, mit leichter Verneigung sich gegen diese wendend, — aber, aber — —

„Entschuldigen der Herr Oberpräsident," versetzte der Rendant, „das ist ihre Nachfolgerin, ihre Schwester Karoline, deren der Herr Oberpräsident sich kaum mehr erinnern werden. Meine Charlotte ist mir früh schon wieder genommen worden. — Weine nicht, mein

Linchen," sagte er darauf, sich zu seiner Gattin niederbeugend, und sich bemühend, die Hände der guten Frau von ihren strömenden Augen und an sein Herz zu ziehen, „weine nicht! Selten hat ein Mann das Glück gehabt, eine so treue Gefährtin zu finden als Trost und Ersatz, selten ein Kind eine wahrhafte zweite Mutter, wie mein Karl in Dir. Selten lebt ein Abgeschiedener so geliebt und unvergessen fort in dem Herzen dessen, der an seine Stelle getreten, wie unsere Charlotte in Dir. Weißt Du noch, Linchen, wie Dein braver Vater zu sagen pflegte, wenn er so häufig um seiner klugen und schönen Töchter willen gepriesen ward? „Ja," pflegte er zu sagen, „meine Lotte ist die schönste, und meine Sophie die klügste, aber meine Line ist die beste von allen Dreien;" und Dein seliger Vater hatte Recht."

— Es thut mir herzlich leid, — sagte Herr von Kronberg nach einer Pause, — es thut mir wirklich leid, lieber Gerold, unbewußt so traurige Erinnerungen in Dir aufgeweckt zu haben. —

„Ach, Herr Oberpräsident," entgegnete der brave Mann, „die wehmüthigen Erinnerungen waren wach lange vor Ihrer Anregung. Wenn man nach fast dreißig Jahren zum ersten Male die Räume wieder-

sieht, in welchen man so Vieles erfahren hat, da lebt wie durch einen Zauber Alles auf, was sich im Geleise des täglichen Lebens allmälig verwischt. Ja, Herr Oberpräsident, es fügt sich eigen in einem Menschenherzen. Die schöne Charlotte Brand war mir bis zu jenem verhängnißvollen Tage völlig gleichgültig gewesen; ich hatte kaum bemerkt, daß sie schön sei und. meine Kameraden oftmals gewarnt, wenn sie sich im Anstaunen ihrer Reize entzündeten. Denn ein junges, holdseliges Frauenzimmer in der Nähe einer Jünglingsschaar von zwei Hunderten, das wirkt wie ein Zunder, und ich möchte die gestrenge Zucht unserer Magnificenz in diesem Punkte beileibe nicht tadeln, wenn mir auch das Herz unter ihrem harten Ausbruche lange Zeit geblutet hat. Aber von jener Stunde an, wo ich das herrliche Mädchen auf ihren Knieen gesehen, weinend, flehend, händeringend für meinen unglücklichen Freund, geschmäht und mit Füßen gestoßen für ihn, von der Zeit an, wo sie bleich und schwach nach der langen, erschöpfenden Krankheit, ihre Blüthe abgestreift, Muth und Heiterkeit erloschen, bemitleidet von den Guten, verdächtigt und verhöhnt von den Bösen, neben uns lebte, war sie das Traumbild meiner Seele geworden. Tag und

Nacht sah ich, hörte ich nur sie. Aber ich sagte kein Wort, wagte kaum die Augen aufzuschlagen, wenn sie mir im Hofe oder Garten begegnete. Als ich die Schule verließ, versuchte ich die erste schüchterne Andeutung und wurde nicht verstanden. Die Jahre, die nun kamen, die Jahre des Studiums, des Harrens und Vorbereitens waren schwer für den Sohn der armen Pfarrerswittwe, Herr Oberpräsident, recht schwer; aber sie wurden mir leicht, denn ich arbeitete und darbte im Gedanken an sie. Endlich war ich so weit, mich mit Ehren um sie zu bewerben. Ihr Vater war todt, die Zeit mit ihrem Drangsal doppelt hart für eine Waise, die ihr Brod mit ihren Händen verdienen mußte. Dennoch machte sie mir es nicht leicht, und ich mußte lange werben, ehe meine Liebe über ihr Bedenken gesiegt. Im Jahre 1813 am hohen Christfeste ward sie die Meine in der nämlichen Kirche, die ich heute zum ersten Male seit jener Stunde betreten habe — kaum ein Jahr später und sie war wieder von mir gegangen — für immer."

Alle saßen eine Weile schweigend mit niedergeschlagenen Augen. Plötzlich aber richteten sie dieselben erschreckt in die Höhe, denn sie sahen Herrn von Kronberg sich rasch von seinem Platze erheben und ehrer-

bietig vor dem fremden Nachbar verbeugen, der unbemerkt in ihre Nähe getreten war und mit ausgebreiteten Armen, helle Thränen in den Augen, vor dem Erzähler stand.

„Gerold!“ sagte er, „Gerold, treuer, herrlicher Freund, kennst Du mich denn nicht wieder? ich bin“ —

— Herr Jesus, um Gotteswillen! — rief die Rendantin in die Höhe fahrend — das ist — das sind — —

„Das ist Clemens Strauch,“ fiel der Fremde ein, indem er ihre Hand innig an sein Herz drückte, „Strauch, der Elende, der Ausgestoßene, den Ihre unvergeßliche Schwester vergeblich zu retten suchte — und dennoch gerettet hat. Ja, Herr von Kronberg,“ fügte er darauf auch diesem bewillkommend die Hand reichend, hinzu, — „als ich vor Jahren die Ehre hatte, in Begleitung meines Souverains die Gastfreundschaft Ihres angenehmen Hauses zu genießen, da ahnten Sie nicht, wie freundlich Sie sich Einem erwiesen, den Sie als Dieb haben mißhandeln sehen.“

— Und wohl mir, daß ich es nicht ahnte, Excellenz, — versetzte Herr von Kronberg mit nochmaliger tiefer Verbeugung, — während der gute Gerold halb betäubt und stumm die Hand des so wunderbar

Wiedergefundenen an seine strömenden Augen drückte, — wohl mir, denn wie würde die Erinnerung an eine so unwürdige Behandlung, an eine so grausame Strafe in meinem Vaterlande mich gedemüthigt haben! —

„In jenem Augenblicke der Verzweiflung", erzählte Clemens von Strauch, „als ich dem theueren, makellosen Mädchen zum letzten Male gegenüberstand, mußte, wollte, suchte ich nur Eines, mein Brandmal zu löschen — den Tod. Aufgegeben von Allen und von mir selbst, weckte sie in mir mit einem einzigen Blicke den Muth, mich zu erheben. Und ich erhob mich; langsam, mühsam, oftmals zurückbebend, oftmals zurückfallend, erhob ich mich zum Kampfe gegen die Schmach, welche in einer und derselben Stunde mich und mein Vaterland verdientermaßen vernichtet hatte. Die Hoffnung der allgemeinen, und meiner eigenen Wiederherstellung wurden Eins in mir, wurden die Idee, die Leidenschaft, die mich trug, so hoch trug, daß ich heute, als Greis, auf den Fall meiner Jugend zurückblicken, daß ich seine Geschichte hören kann ohne Erröthen, ja fast mit Stolz wie auf einen Segen, der meine Kräfte entfaltet hat. Aber mein Weg ging durch Blut, ich opferte ihm Namen, Heimath, Familie und jeden

theueren Zusammenhang. Lassen Sie es Ihre Aufgabe sein, Herr von Kronberg, daß auch in friedlichen Zeiten und in seinem Vaterlande, wenn auch im Schweiße seines Angesichtes, der Verbrecher sich rein waschen von Schmach, und sein Haupt eines Tages wieder hoch tragen könne, wie ich das meine. Strafen Sie ohne zu schänden, ohne zu tödten, schaffen Sie eine Buße der That!"

— Eine erhabene Aufgabe, — versetzte Herr von Kronberg mit feinem Lächeln, — eine erhabene Aufgabe, handelt es sich um Helden, — unausführbar der rohen Menge gegenüber. Blicken Sie auf unsere überfüllten Gefängnisse und Zuchthäuser, Excellenz. Ist es schon schwer, das Gemeinwesen vor dem Verbrecher zu schützen, aber auch noch den Verbrecher —

„Ich bin allerdings kein Staatsmann," unterbrach ihn der General ablenkend und leise die Achseln zuckend; dann umarmte er von Neuem den guten Rendanten, der noch immer an seiner Seite stand, den Kopf in seinen Händen vergraben, als ob er den neuen, großen Eindruck dieses Tages nicht bewältigen könne.

„Ja, mein Freund," sagte er, „eine unbezwingliche Sehnsucht trieb mich zurück in die Gegend, in

der ich das Schwerſte erduldet. Hier will ich ſterben. Aber ſo lange ich lebe, bleibe Du bei mir: der Nieverirrte bei dem Heimgekehrten. Siehe, da kommen unſere Kinder! Blicken ſie nicht vertraut genug für Lehrer und Schülerin? Was meinſt Du Alter, wenn wir eines Tages noch Brüder würden, Brüder durch Charlottens Sohn?"

— Das iſt zu viel, zu viel! — ſchluchzte der Rendant, — Lottchen — Linchen, — mein Strauch — Herr Oberpräſident, — zu viel der Freude — ich möchte ſterben! —

„Leben, alter Freund, leben!" ſagte der General, „Gott ſegnet die Treue!"

Der Posten der Frau.

Es war am Spätnachmittag des dreißigsten Oktober anno 1757, als ein schon bejahrtes, dünnleibiges, geistliches Herrlein in Schuhen und Strümpfen, das schmale Chormäntelchen von schwarzer Serge über dem spitzen Leibrocke vom Rücken niederhängend, in weißgepuderter Lockenperrücke und trotz des anhaltenden Regens den kleinen, flachen Hut unter dem Arm, vor der Thür des „polnischen Hauses" stille hielt, das Wetterdach seines grauleinenen Regenschirmes zuklappte, die beiden französischen Ehrenposten höflich grüßte und durch das offene Portal seinen Eingang nahm.

Das „polnische Haus" war ein von Gärten umgebenes, stattliches Gebäude der kleinen Stadt L. im Leipziger Kreise, welche Stadt seit mehr als einem Jahrzehend, seit ihr eigner Herzogszweig erloschen und sie dem churfürstlichen Mutterstamme heimgefallen war, ein gar verödetes Ansehn trug. Das

große Schloß, das auf der Höhe das Städtchen überschwebt wie eine Henne einen Haufen winziger Küchlein, stand unbewohnt, die einzeln hervorragenden herrschaftlichen Häuser, die sich zu seinen Füßen aufgerichtet, um die Hofumgebung zu beherbergen, hatten ihre adeligen Insassen meistentheils an die neue, anmuthigere Residenzstadt abgetreten und nur in den Zeiten der Leipziger Meßpassage verbreitete sich noch ein lebhafter Verkehr, der den Gastwirthen, Fuhrleuten, Vorspännern und dahin einschlagenden Gewerben zeitweisen Ertrag gewährte.

Seit länger als einem Jahre freilich hat ein ununterbrochenes Treiben die friedlichen Bürger wenig zu Athem kommen lassen; — wahrlich kein segenbringendes für Stadt wie Land, dessen Oberhaupt vor den Siegen des großen Tageshelden geflüchtet ist. Das Städtchen theilt das Schicksal einer eroberten und doch herrenlosen Provinz, in welcher keiner mehr weiß, wer Koch oder Kellner sei. Der hochweise Rath macht seine Bücklinge bald nach rechts, bald nach links; die geängsteten Bürger leeren ihre Speicher und Keller heute für den Ziethen und Katte, morgen für den Turpien und Lothringen. Glaubt man sich einen Augenblick in Ruhe: wie ein Wetter

stehen die Preußen wieder vor den Thoren, der Dessauer Moritz, der große König selber ziehen zwischen Erfurt und Torgau hin und wieder, bis denn endlich vor ein paar Tagen ein französisches Corps seinen Einzug hält und der Chef der exequirenden Reichsarmee, Herzog von Hildburgshausen, auf dem Schlosse seiner weiland Herren Vettern die zeitweise Residenz aufschlägt.

Das Städtchen, vor hundert Jahren noch dicht mit Laubbäumen umwaldet, ist freundlich, von Ost nach West lang gestreckt, am rechten Flußufer gelegen, mit dessen erhöhten Rändern und anmuthigem Thaleinschnitte der Thüringer Kreis, die Kornkammer des Landes, seinen Anfang nahm. Aber diese Kammer, wie kläglich ausgeleert! Die armen Bewohner wissen kaum mehr die Requisitionen von Feind und Freund zu befriedigen und doch steht man erst am Anfange der aussichtslosen, kriegerischen Verwirrung. Die Pferde genommen, Rinder und Schweine geschlachtet, die Preise zu beispielloser Höhe emporgetrieben, die Kassen entführt, die Felder unbestellt! Das spät und schwer überwundene Drangsal des dreißigjährigen Krieges, Blut- und Hungerzeiten gleich jenen, da die Leiche des großen Schwedenkönigs im Amthause des

Städtchens geruht, da ein anderer Schwedenkönig in der Nachbarschaft einen dem vaterländischen Namen wenig ruhmreichen Frieden diktirt, schienen wieder aufzuleben, man weiß seinem Leibe keinen Rath und blickt mit Zittern in die Zukunft.

Solchergestalt waren nun auch die Gedanken des geistlichen Herrn während des Wegstündchens von seinem jenseitigen Pfarrdorfe gewesen und mancher schwere Seufzer hatte sich seiner Brust entrungen, als er mit aufgespanntem Parapluie, die Zipfel seines Chormäntelchens mehrfach um den, den Hut krampfhaft einklemmenden Arm geschlungen, in leichtem Schuhwerk hüpfend von Stein zu Stein, sich mühselig einen Pfad durch den fußhohen Morast der ungepflasterten Straße suchte. Jetzt aber, seit fast einer Viertelstunde sehen wir alle seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, auf Scharren, Decken und Bürsten seine Fußbekleidung zu säubern und in seiner Erscheinung der Ordnung und Nettigkeit des polnischen Hauses zu entsprechen, das seinen in diesem Punkte etwas zweideutigen Namen aus früheren Zeiten beibehalten hatte, ehe es aus den Händen eines herzoglichen Kammerherrn und polnischen Grafen in die seines gegenwärtigen Besitzers, eines churfürstlich säch-

fischen und königlich polnischen Kammerherrn und sächsischen Grafen überging, der, ein junger, flottlebiger Cavalier, für den reichsten Edelherrn des Kreises galt und auf seinem nahegelegenen Stammschlosse der geistliche Patron seines gegenwärtigen Besuchers war.

Eben hatte dieser sein Reinigungsgeschäft einigermaßen zur Zufriedenheit zu Ende gebracht, als er schon wieder in die Lage kam, das ehrwürdige, dünne Haupt freundlich zu neigen und zwar gegen ein Individuum, das mit kauenden Backenknochen aus der räumlichen Küche im unteren Geschosse ihm entgegen trat. Eine martialische Figur, sechs Fuß drei Zoll, breitschultrig, straff in die Höhe gerichtet, mit kurzgerundetem, schnurrbärtigen Angesicht. Der steif im Nacken hängende, faustdicke Zopf schien so wenig als die Schmarre über der Stirn und der ausgestopfte linke Arm zu dem silberbetreßten Livréeanzuge zu passen, in welchen der stramme Körper eingepreßt war.

„Wünsche wohl gespeist zu haben, Lehmännchen!“ sagte der geistliche Herr mit nochmaligem höflichen Gruß.

— Profit, Herr Magister! — lautete der Gegengruß.

„Kann Er mir wohl sagen, Lehmännchen, ob ich alleweile unserer Gnädigen mit meiner Aufwartung zu Passe komme?"

— Die gnädige Gräfin sind just beim Putz. Verziehen der Herr Magister ein paar Minuten, so werde ich rapportiren.

„Keine Störung, lieber Lehmann; ich kann mich gedulden. Komme auch lediglich von wegen des Berichtes über unser Junkerchen. Gänzlich zur Zufriedenheit, alter Freund. So zu sagen, quasi munter wie ein Fisch. Also beim Putz; will heißen bei der Toilette. Hm! hm! so spät noch am Tage! Schien mir ja sonsten keineswegs der Casus bei unserer Gnädigen. Beim Putz, beim Putz, will mir gar nicht in den Sinn!"

— Sonsten, ja sonsten, Herr Magister, versetzte unwirsch der Veteran, diese heillosen, französischen Windbeutel stellen die Welt auf den Kopf! Heute Abend ist Ball im „Scheffel". Wie die Preußen da waren, hat sich keine Fiedel gerührt; aber diese vermaledeiten Zierbengel — hole sie alle der Teufel —

„Sachtchen, sachtchen, Lehmännchen," unterbrach den Zornigen warnend der fromme Besucher, „gedenke Er an das zweite Gebot. Will mir freilich auch

nicht recht in den Kopf, respective in das alte Herz, diese Festivität; sintemal rings um uns herum ein verwüstetes Land, alles kahl wie eine flache Hand fort fouragirt, fort requirirt, fort ravagirt in Scheune und Stall. Zu Tillys Zeiten kann es nicht grausamer ausgesehen haben. Der heillose Preuße, daß Gott erbarm!"

— Soldaten wollen leben, Herr Magister. Und wer ist dran Schuld als die Franzosenbrut und das pfäffische Reich, die unseren Herrn und König nicht in Frieden lassen? — entgegnete der kriegerische Preuße, indem er mit dieser Anklage den sächsischen Friedensmann nicht zum ersten Male zu einer gereizten Controverse herausforderte.

„Unseren Herrn, unseren König, Lehmann?" rief er aus. „Man besinne sich. Wer ist Seiner Churfürstlichen Gnaden unversehens in's Gebiet gefallen? Wer hat Seine geheiligte Person in die Flucht gescheucht, den Landfrieden gebrochen und die Brandfackel zuerst angezündet?"

— Wer hat dem König seine Provinzen rauben, sein Reich klein machen wollen, Herr Magister? Preußen klein machen, Preußen theilen, Herr Magister! Kreuzmohrenschockelement, da müßte ja gleich —

„Nicht zetern und fluchen, Lehmann! Wie oft muß ich wiederholen: Beherzige Er das zweite Gebot, eventualiter auch das fünfte. Alles unschuldig vergossene Blut kommt über den König!“

— Ueber den König! Heiligeskreuzdonnerwetter, — ich fluche ja nicht, Herr Magister, — Schockschwerenoth! über den König, unseren Herrn! —

„Unser Herr, Lehmann, unser Landesherr seufzen und beten im fernen Polenreiche, auf daß Recht und Gerechtigkeit wiederkehren.“

— Ihr König vielleicht, der seufzt, Herr Magister, Ihr Herr, der betet; meiner nicht. Ich bin meiner gnädigen Comtesse gefolgt in ihren Ehestand, wie ihr Herr Vater, mein braver Oberst, Gott erhalt' ihn! mir anbefohlen. Im Uebrigen aber und im Herzen bin und bleibe ich des großen Fridericus allzeit getreuer Soldat und Unterthan und geht die Heidenwirthschaft im Lande so fort, — hole mich Dieser und Jener —

Alle Tage andere Gäste und für jedweden unterthäniger Wirth und Knecht. Ziehen die Preußen aus dem Thore, haben wir die Wälschen auf dem Halse; hui! wie ein Wetter sind meine Preußen wieder da und wieder fort und nun kommen Pan-

duren, Schwaben, Kroaten und fehlen zu guter letzt nur noch die Kosaken, so ist die Bulle zum Platzen voll.

Was haben wir nicht alles hinunterfressen müssen, nur allein in den paar Wochen, die wir vom Lande wieder in die Stadt gezogen sind. Kommt der Turpien mit seinem Corps. Zieht mein hochweiser Rath in corpore ihm vor's Quartier und schwänzelt und bettelt um Verhaltungsbefehle vor dem bocksbeuteligen Französischen — — Herr Magister, und unser Graf! — —

Der geistliche Herr ließ den Zornigen nicht zu Ende reden.

„Nun höre er auf, Lehmann," unterbrach er ihn mit Würde; „ich habe Seine Lästereien gelassen mit angehört, sintemal Er so zu sagen nach Gelegenheit ein alter Preuße ist und ein Jeglicher getreulich zu der Fahne halten soll, der er geschworen hat. Aber seinen Brodherrn verunglimpfen, dieweil er gleichermaßen seine Treue bewahrt — —

— 's kommt nur drauf an, wie er sie bewahrt, Herr Magister, — fiel ihm der unerschütterliche Wachtmeister in's Wort. — Aufrecht und ehrlich Freund wie Feinde in's Angesicht, und wenn sie dem Leibhaftigen in Person geschworen wäre, unser Herrgott

wird's zu estimiren wissen. Aber Courage gehört zu der Treue, Herr Magister, Courage! —

„Wolle er in Erwägung ziehen, Lehmann," entgegnete ein wenig verlegen der geistliche Anwalt, „daß unser junger Herr Graf nicht vom Kriegshandwerke sind. Au contraire, im Gegentheil Kammerherr Seiner churfürstlichen Gnaden von Sachsen. —

Der alte Preuße lachte, zwischen Gift und Luft getheilt.

— Das soll wohl so viel heißen, Herr Magister, fiel er ein, daß einem Kammerherrn Seiner Churfürstlichen Gnaden von Sachsen das Herz auf einem anderen Flecken gewachsen ist als anderen Christenseelen und daß er anstatt der Courage einen Katzenbuckel zeigen darf? Na, wenn's auf die Weise verstanden ist, Herr Magister, meinethalben. — Aber einen hübschen Jux hat's doch noch gegeben mit diesen Französischen, Herr Magister. Schickt mein Turpien, da wir ihn endlich vom Halse haben, ein Commando von Merseburg und ordonnirt, daß sämmtliche Armatur und Effekten, so von der Katt'schen Winterexpedition noch hiesigen Orts restiren, stante pede an selbiges ausgeliefert werden. Insonderheit drei schwere Coffres mit Geschmeide und kostbarem Silbergeräth, so der

Lieutenant v. Itzenplitz von den Leibcürassiren im gräflich von Fink'schen sobenamsten polnischen Hause zurückgelassen habe. Bei Confiscation von des Hehlers Vermögen. Ein preußischer Lieutenant und drei Coffres voll Pretiosa! Ein Maul hätt' ich dem Spaßvogel geben mögen, der den Schabernack ausgeheckt. Allein meinem Hochweisen ist kein Spaß allzudumm. Eine Deputation, den Herrn Bürgermeister in persona an der Spitze, gefolgt von dem ganzen Commando, macht sich ernsthaftiglich auf die Socken hinter den Rohrdamm in's polnische Haus. Die Frau Grä=fin schreien Zeter. s' war ein anvertrautes Pfand, und sie ist eine Preußin, Herr Magister.

Mein Herr Graf, liebes Kind wie allezeit, schleppt mit eigenen Händen den Koffer, denn 's war nur einer, Herr Magister, und ein ganz kleiner obendrein, hier in den Saal. Ich rühre mich nicht und lache mir in die Faust. Ein ellenlanges Protokoll wird aufgesetzt, das große Amtssiegel drunter gedruckt, das Köfferchen feierlichst aufgeschlossen und was für Pretiosa ziehen die Hochweisen an das Licht? Einen abgeschabten, alten Pelz, eine weiße Lederhose, ein Paar zerrissene Reiterstiefeln und sorgfältig eingewickelt, hahaha! ja nun kommt's, Herr Magister, sorgfältig

eingewickelt — das Conterfey einer alten Frau. Hahaha, einer alten Frau! —

Der grimmige Franzosenfeind rieb sich vor Vergnügen in der Erinnerung den Bauch mit seiner einen Hand. Der geistliche Herr aber wiederholte gerührten Blicks: „Das Conterfey einer alten Frau! Vielleicht der Frau Mutter des jungen Herrn Offiziers! Ich hoffe, daß es gebührentlich in Ehren gehalten worden ist, Lehmännchen, maßen es mir eine absonderliche Hochachtung zu dokumentiren scheint, wenn ein kriegerisches Blut eine alte Dame in effigie mit sich in die Campagne führt."

— Ja, eine Junge in natura ist ihnen gemeiniglich lieber, — versetzte der Invalid. — Insonderheit diesen Französischen. Da ließe sich was von Gottes Wort berichten, Herr Magister. Das greift um sich wie die Pest, Freund oder Feind. — Haben wir da im Hause einen französischen Herzog. Ein Mann wie ein Bild, das muß man ihm lassen. Und auch sonsten ein Kavalier, er könnte ein Preuße sein, Herr Magister. Warum er aber nicht lieber oben auf dem Schlosse bei dem Hildburgshausen logirt — —

„Halte Er ein, Lehmann", unterbrach ihn, sich in die Höhe richtend, der geistliche Herr mit großem Ernst.

„Halte Er ein und hüte Er Seine sträflichen Gedanken. Derlei Erörterungen gehen Ihn wie mich nichts an. — Wolle Er alleweile so gut sein, mich bei der Gnädigen anzumelden.“

Aber der alte Preuße machte keine Miene, die gute Gelegenheit, seine Galle einmal auszuschütten, leichten Kaufes fahren zu lassen.

— Gleich, gleich, Herr Magister, — versetzte er, — gleich, gleich. Aber was ich doch noch sagen wollte, von dem Hildburgshausen nämlich, von Deutschen aus dem Reich. Mit denselbigen sind freilich weniger Sperenzien gemacht worden als mit den feinen französischen Herren. Federbetten nicht einmal durften ihnen im Hause verabfolgt werden, von wegen der mancherlei Ungelegenheiten, so sie hereingeschleppt. Sie campiren auf der Streu und niemalen was Gutes. Da schwillt einem alten Preußen die Galle. Aber wartet nur, wartet. Das Blatt wird sich wenden und Eure Herrlichkeit gar bald im Platzen sein. Wenn erst der Friedrich wiederkommt und klopft nur auf die Hosen, da läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen! —

Der geistliche Herr drohte lächelnd mit seinem dünnen Zeigefinger. „Lehmännchen, Lehmännchen,“ sagte

er, „Er ist ein arger Versifax, aber er könnte gar leicht ein schlechter Prophete sein. Sein König soll nur ein armselig abgehetztes Häuflein bei Leipzig zusammengetrieben haben nach seiner grausamen Niederlage bei Kollin. Die alliirten Armeen stehen ihm vierfältig gerüstet gegenüber; fast ganz Europa ist wider ihn, was dann, Lehmann, was dann?"

— Was dann, Herr Magister? — antwortete der Preuße, auf einmal ganz ernsthaft, — was dann? Der im Himmel weiß es. Aber Preußen und sein König bleiben doch oben, das weiß ich. — Horch! da kommen der Herr Herzog in den Hof gesprengt. Ich will anjetzo gehen und Sie der Frau Gräfin melden, Herr Magister. —

Wir haben zu berichten versäumt, daß dieses politische Wortgefecht keineswegs im unteren Flure des polnischen Hauses zu Ende geführt worden war, sondern sich Schritt für Schritt die Treppe hinauf bis in den großen Empfangssaal gezogen hatte. Der martialische Kammerdiener klopfte jetzt an die Thür eines Kabinets, in welchem seine Gebieterin just mit dem Puderbeutel ihre Toilette vollenden ließ. Sie sprang hastig in die Höhe, und den Peignoir bei Seite, einen Blick in den Spiegel werfend, fragte sie

das die Thür öffnende Kammerkätzchen: — Der Herr Herzog, Lisette? —

Der Herr Magister stutzte bei dem gespannten Tone dieser Frage, die Zofe aber antwortete mit einem spöttischen Lächeln: — „Nein, der Herr Magister, gnädige Gräfin.“ —

Gräfin Eleonore war eine anmuthige stattliche Dame von höchstens vierundzwanzig Jahren, deren schlanken Wuchs und vornehme Haltung der modisch reiche Anzug von weißem Silberbrokat, wie die Rosengarnirung im hochgethürmten Toupé gar vortheilhaft hoben. Sie hatte mit Recht für die schönste Frau an dem in Deutschland noch immer schönheitskundigsten Hofe von Sachsen gegolten, daher man ihrem Liebreiz sogar die offen an den Tag gelegte, aus der Heimath herübergebrachte Anhänglichkeit, so wie die gegen die sächsische Biegsamkeit verstoßende, kurz bestimmte preußische Art und altväterische Sittenstrenge zu Gute hielt.

Sie betrat den Saal. Der geistliche Herr machte seine unterthänige Reverenz, während seinem kleinen, grauen Auge kein Zeichen einer ungewohnten Zerstreuung und lauschenden Unruhe der schönen Hauswirthin entging.

— Sie bemühten sich selbst, Herr Prediger, mit diesen Worten begrüßte sie ihn, — wie gütig von Ihnen bei dem üblen Weg und Wetter. —

„Ganz laulicht die Luft," deprecirte der Angeredete, mit vorgehaltenen Händen und wiederholten Verbeugungen, „und es trippelt nur ein kleines Winzchen, Gnädigste."

Die Dame lächelte. — Sie freundlicher Sachse, sagte sie, — selbst das Wetter möchten Sie entschuldigen! Sie warf einen Blick nach dem Fenster, einen zweiten nach der Thür zurück und fügte darauf hinzu: — Aber Sie bringen mir Nachricht von meinem Knaben. Er war fröhlich, als Sie ihn verließen, Herr Prediger?

„Munter und lustig, wie ein Schmerlchen im Bächelchen; Gott behüt ihn, gnädige Gräfin! berichtete der geistliche Herr.

— Gut, daß das Kind auf dem Lande geborgen ist, — versetzte die schöne Frau, — so lange ich durch die Anwesenheit unserer fremden Gäste — —

Sie stockte, denn der Herr Magister räusperte sich und senkte sein Auge zu Boden; nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: — Und durch den Wunsch des Grafen an unser unruhiges Treiben gebunden bin. —

Gräfin Eleonore, deren jugendfrische Wangen das modische Schönheitsmittel der Schminke nicht bedurften und die eine leise Verlegenheit, oder Scham, oder was sonst das Blut in ein Angesicht treiben mag, niemals verläugnen konnte, erröthete bei diesen Worten unter einem Blicke, den ihr geistlicher Sorger einen Moment rasch zu ihr in die Höhe schlug, und, selber erröthend, ebenso rasch wieder fallen ließ. Ihre großen, blauen Augen ruhten eine Weile prüfend auf dem kleinen, faltigen Gesicht ihr gegenüber; Beide schwiegen; dann strich sie mit der Hand über die Stirn, setzte sich und gab ihrem Besucher ein Zeichen, das Gleiche zu thun, indem sie, mit ihren Gedanken offenbar weit anderwärts, eine Frage nach seinem Wohlbefinden an ihn richtete.

Magister Gutfreund ließ sich an, die Muthmaßung eines möglichen Wohlbefindens seiner- oder irgend welcherseits unter dem Kreuze, das Gottes grausame Geißel über die Gegend verhängt, des weitläufigsten von sich abzuwehren, sah sich aber gezwungen, den Ausfluß seiner Entrüstung, wie seines Erbarmens vor der Zeit zu hemmen, denn die Dame nach einigen ungeduldigen Blicken auf die Pendule erhob sich und fiel ihm mit einer lebhaften Erklärung in die

Rede, die seinen politischen Antagonismus, wie vorhin in dem Gespräche mit dem Wachtmeister Kammerdiener, in die zeitläufige Bahn führte.

— Sie sind im Begriffe, sagte sie, — unseren alten Dispüt zu erneuern, Herr Prediger, wenn sich mit einem so frommen Herrn wie Sie überhaupt disputiren läßt. Sie sind ein alter Sachse. Ich bin eine Preußin. Auf Ihren Boden verpflanzt, kann ich von meiner heimischen Liebe, von dem Glauben an meinen Helden und König so wenig lassen, als Sie von Ihrer angestammten Treue. Sie trauern um einen schutzlosen Herrn, ich halte mich an den Anker eines emporstrebenden Vaterlands. Sie in Ihrem beschränkten Kreise seufzen über die eingeäscherten Hütten, ich, die ich an dem Hofe Ihres Brühl und leider nicht an diesem allein, eine ungeahnte Feilheit und Fäulniß wahrgenommen, ich preise den Sturmwind, welcher das reinigende Element über verrottete Stätten trägt und ich danke dem Himmel, der dieses Feuer von einem Helden ausströmen läßt — —

„Von einem Tyrannen, Frau Gräfin! unterbrach sie der Magister, an der Stelle berührt, an welcher auch er widerborstig wurde.

— Wer damit anhebt, sich selber zu beherrschen,

Herr Prediger, versetzte die Dame mit Würde, — der ist kein Tyrann und hat das Recht, strenge Maßregeln zum Heile einer großen Idee zu verhängen.

„Ein Usurpator, ein Rebell auf dem Thron!“ rief eifernd der Sachse, — „ein Zerstörer geheiligter —“

— Geheiligter Mißordnung, — sei es darum! — entgegnete Gräfin Eleonore. — Auch die Sonne rebellirt gegen nächtlichen Dunst. Aber wie gesagt: Meiden wir einen Gegenstand, über welchen wir uns niemals einigen werden. Wir wollen schweigend respectiren, was uns aneinander unbegreiflich scheint. Ist das Edelste im Menschen doch die Treue gegen das, was er liebt und was er seiner Verehrung würdig hält. —

Sie war während der letzten Worte aufgestanden und mit einer erwartungsvollen Miene an das Fenster getreten; die Blicke des geistlichen Freundes folgten ihren unruhigen Bewegungen; er schüttelte den Kopf, ein sorgenvolles „hm, hm!“ entglitt seinen Lippen, seine Gedanken hatten offenbar eine andere Richtung genommen.

— Sie sagten etwas, mein Herr? — fragte die Gräfin, auf ihren früheren Platz zurückkehrend.

„Um Vergebung, ich wollte sagen, Frau Gräfin,“

versetzte der Prediger, das Auge fest auf sie geheftet, „ich wollte sagen, die Treue nicht gegen das, was er verehrt und was er seiner Liebe für würdig hält — —".

— Nun doch wohl nicht gegen das, was ihm unwürdig erscheint? — wandte lächelnd die Dame ein.

„Das wollte ich just nicht sagen, gnädige Frau."

„Ich wollte sagen," erklärte der Magister mit Entschiedenheit, „die Treue schlechterdings, die Treue in unserem von Gott verliehenen Amt."

— Und wäre es nicht unseres Amtes, innerlichsten, gottvertrauten Amtes, beharrlich bei dem Guten und Kräftigen zu stehen und das Schwache und Böse entschlossen von uns abzuwehren? —

„Unter Umständen nein, gnädige Frau. Denn wäre sonst die Treue eine Tugend und die Liebe ein Opfer? Unser Herr und Heiland hat sein theures Blut nicht vergossen für die Engel und reinen Geister des Himmels, sondern für uns arme Schwache und Sünder, denen sein göttlicher Vater ihn als Anwalt auf die Erde entsendete."

Gräfin Eleonore maß ihren Besucher mit einem langen verwunderten Blicke. Was heißt das? — mochte sie denken. — Er hat auf einmal den Tyran-

nen Friedrich, sammt allem sächsischen Kram seiner Umstandswörter vergessen und steuert direct auf einen Zweck, — aber auf welchen? —

Der würdige Mann ließ sich indessen durch der Dame erstaunte Miene nicht irre machen, sondern fuhr eifrig und unerschrocken in seiner Rede fort: „Und desselbigengleichen sollen wir armen Schwachen und Sünder treulich erfunden werden nicht nur gegen die Guten und Starken, nicht nur nach Freiheit und Neigung, sondern auf jeglichem Posten, auf welchen der Herr uns gestellt, in erster Ordnung aber da, wo wir einen Schwächeren zu vertreten haben. Insonderheit, — nach Gelegenheit — —"

Er stockte vor der Nutzanwendung, die nun folgen mußte.

— Weiter, weiter, mein Herr! — rief die Gräfin.

„Insonderheit," nahm er zögernd wieder das Wort, „insonderheit die Frau Gräfin, — nämlich — eine Mutter, will sagen — das weibliche Geschlecht — —"

Die schöne Frau erhob sich rasch und zog die Klingel. — Ich bedaure, Sie unterbrechen zu müssen, mein Herr, — sagte sie mit einem Tone, den ihre sächsischen Freunde „preußisch" nannten. — Es gilt ein Ballfest, das der Graf arrangirt. — Schnell an-

spannen und den Herrn Prediger nach Hause fahren lassen! — setzte sie gegen den eintretenden Lehmann gewendet hinzu.

Der gute Magister hatte mit einer Reihe unterthänigster Bücklinge den Rückzug nehmend, seine aufdringliche Kühnheit zu entschuldigen gesucht. Jetzt, schon unter der Thür, galt es, noch eifrig gegen die beabsichtigte Heimführung zu protestiren.

„Beileibe nicht diese Umstände, Gnädigste," sagte er, „das winzige Endchen legt sich ja weit commoder zu Fuße zurück." Und als seine Gönnerin bei ihrem Anerbieten beharrte, die einbrechende Nacht und den strömenden Regen in Erwägung ziehend, setzte er mit fast ängstlicher Entschuldigung hinzu: „Meine Gewohnheit in der Dämmerung lustzuwandeln, Gnädigste, und draußen lehnt mein Parapluie. — Lasse Er das Fuhrwerk in Frieden, Lehmännchen. In Wahrheit, ich müßte mich ja schämen, so vielerlei Gliedmaßen an Menschheit und Vieh zu molestiren, lediglich um meinem alten Leichname eine Güte zu thun. Insonderheit alleweile, wo der Beladenste sich nicht schonen darf und der gottlose Preuße selber die Gespanne geraubt hat, um nothdürftig den Acker für die Wintersaat zu bestellen."

Mit diesem letzten Worte gegen den grausamen Reichsfeind und mit nochmaliger Reverenz war er, gefolgt von dem Kammerdiener, aus dem Saale verschwunden. Die Gräfin blickte ihm mit einem Ausdrucke fast von Rührung nach. — Er ist mitunter ein wenig langweilig, der gute Magister, — sagte sie zu sich selbst, — unbescheiden aus überflüssiger Bescheidenheit, aber doch — wie Wenige giebt es seines Gleichen! —

Sie ging einige Male mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder, zog dann noch einmal die Klingel und fragte, ob der Graf zurück sei.

— Und der — Herr Herzog? —

„Sind retour, Frau Gräfin."

Der Diener entfernte sich, sie blieb allein. Die Beredtsamkeit ihres alten geistlichen Freundes kam ihr wieder in den Sinn. Daß ein Mensch so richtig handeln und soviel unnütze Worte machen kann! so hatte sie sonst gesagt, wenn ihr, der Kanzel oder seinem Privatgespräche gegenüber, wiederholentlich die Geduld gerissen war. Er ist zum Redner verdorben, der gute Magister, er sollte auf einem anderen Platze stehen. Heute zum ersten Male wurde sie mit Herzklopfen inne, daß der Mann doch wohl auf geeig-

netem Platze ſtehen und daß er, ein ſcharf und fein blickender Seelſorger, im rechten Momente auch die rechten Worte finden möge. O, er ſpürte wohl die Lüge, flüſterte ſie; er ſah mein Erröthen. Mein Mann, ſagte ich, wünſchte meine Nähe, mein Mann hielt mich fern von meinem Kinde und von meiner Pflicht? Und wenn er es thäte, wenn er einen Willen zeigte, einmal einen Willen, und wäre es einen ſträf=lichen Willen —

Sie vollendete die Frage nicht und blieb ſich die Antwort darauf ſchuldig, indem ſie mit Gewalt eine peinliche Erörterung zu bannen ſuchte. Sie ging noch einige Zeit unruhig im Saale auf und nieder, ſetzte ſich dann und verſank, den Kopf in die Hand und den Fuß auf das glänzende Gitter vor dem Ka=minfeuer geſtützt, in rückſchauendes Sinnen.

Die Bilder ihrer frühen Jugend zogen an ihrem Auge vorüber. Sie ſah ſich wieder fern am Oſtſee=ſtrande, ein einziges, einſames, mutterloſes Kind, un=ter den Augen des ernſten ſtrengfordernden Vaters, des Kameraden Leopolds von Deſſau; unter dem er=ſten Schimmer der über ihrem Lande aufſteigenden Heldenſonne. Alle Erinnerungen ihres Stammes, alle Sagen ihres heimiſchen geiſtlich=ritterlichen Bodens,

alle monumentalen Reste der Größe, alle Träume und Wünsche des jungen Herzens knüpften sich an kühne Fahrten und Thaten; die rege Phantasie verklärte den preußischen Zopf zu einer ritterlichen Lockenmähne, das Blut prickelte ungeduldig in den Pulsen über Zinzendorfs Schriften und der lateinischen Grammatik des steifen Informators; mit Gier wurden die spärlichen Märchen und Minnelieder verschlungen, welche die ungünstige Zeit zu Tage förderte, die Welt der Träume wimmelte von kühnen Recken und Reisigen und den kühnsten von allen, den tapfersten Ritter erkor sich das Verlangen zum Herrn. Nur einem Helden wollte die Heldentochter angehören. Und doch wurde sie die Gattin dieses Mannes, wurde es aus freiwilliger Neigung, ja fast der väterlichen Mahnung zum Trotz. Hatte sie ihn geliebt? Glich er ihrem ritterlichen Ideal? Er stand vor ihr jung, schön, galant, ein froher Geselle, wie er ihrer Jugend gefehlt, ein schmucker Cavalier, der ihrem Auge wohl gefallen durfte; ein Edelmann aus altem Stamm, das hieß ein Mann von Ehre und Adel nach ihrer Väter Glauben. Sie war zum ersten Male in der Hauptstadt, als er ihr huldigend gegenüber trat, hatte den ersten Blick gethan in die wirk-

liche Welt und zu ahnen begonnen, daß sie bis heute geträumt. Sie wähnte sich im Erwachen. Und dieses Erwachen zog sich durch Jahre ungeahnten Genusses und neuer Herrlichkeiten, an dem glänzendsten Hofe von Deutschland, in einer reizvollen Gegend, unter Gebilden der Kunst, unter Festen und Huldigungen, tändelnden Männern und üppigen Frauen, unter den verlockenden Heroldsrufen eines Voltaire und Rousseau; ein goldener Morgen! wie hätte er ihre Sinne nicht blenden, nicht ihre Heldenbilder verdunkeln sollen in seinem grellen Contraste gegen den kahlen, heimischen Strand? — Doch jählings, der Griff eines Helden in diese gleißende Welt, und welche Kehrseite des anmuthigen Bildes. Das, was so schön schien, wie verblichen und die verblichenen Träume, ach, wie so schön! Und der, welcher ihr Hort und Führer sein sollte in dieser streitenden Welt, der, dessen Lächeln sie geweckt aus ihren Kinderträumen, der froh lächelnde Mann auch heute noch, ihr Mann, der ihre — —

Sie fuhr in die Höhe und machte in heftiger Bewegung einen Gang durch das Zimmer. O, daß er ein Mann wäre! rief sie aus, daß er aufbrauste in diesem Wettersturme, daß er ein Schwert ergriffe,

und wäre es gegen mein eigen Blut! — Armseliger Mann! er haßt mein Preußen — aber er liebt kein Vaterland, denn er kennt keines! — Gottlob, daß du mir leuchtest, glorreicher Stern über meinem Volk! Ja, ja, es giebt noch Helden und nur die Ritter meiner Träume, des Herzens Ritter, ihre Zeit lief ab! — Alle, alle? flüsterte sie, indem sie sich auf ihren früheren Platz zurücksetzte und eine neue Erscheinung sich dem innern Blicke entgegen drängte. Der fremde Gast ihres Hauses, — der Gegner ihres Helden, — er — dessen Ahn der Schild der Ehre hieß — —?

„Seine Durchlaucht, der Herr Herzog von Crillon!“ — rief die Flügelthüren auseinander schlagend der Wachtmeister-Kammerdiener.

Der Gemeldete, der noch junge, schöne Maréchal de camp, Herzog von Crillon, der Meldung auf dem Fuße folgend, trat mit raschen Schritten auf die Dame zu, deren Hand er an seine Lippen zog und die er mit schmeichelnder Entschuldigung begrüßte:

„Ich bin ein Egoist, Madame,“ sagte er, „der mit den Augenblicken geizt, in welchen ihm die holdeste Nähe gegönnt ist. Aber ich störe. Sie waren in Gedanken, Frau Gräfin?“

— Ich träumte nur ein wenig, Herr Herzog, — entgegnete Eleonore lächelnd, indem sie auf einen Sessel an ihrer Seite deutete, ich träumte nur ein wenig, weil ich allein, zwischen Putz und Tanz, just nichts Besseres wußte.

„Und von was, von wem träumten Sie, schöne Frau?“ fragte Herr von Crillon, Platz nehmend.

— Ich träumte von einem Helden, Herr Herzog, — antwortete die Dame mit einem Anflug schelmischer Koketterie, der zu dem Styl ihres Wesens im Grunde wenig paßte.

„Von Ihrem Helden, Madame?“ rief der galante Franzose. „Glückseliger Preußenkönig, beneidenswerth einer feindlichen Welt zum Trotz.“

Sie irren, mein Herr, versetzte Eleonore. Ein Traum hat nicht eine so präcise Gestalt und König Friedrich schickt sich gar wenig zu einer Erscheinung, welche einer Frau in der Dämmerstunde aufsteigt; er ist der Held des Tages, der Held des Lichtes und des Gedankens. Mein Träumen war mehr eine Grübelei. Was macht den Helden, Herr Herzog? —

— „Der Muth und die Treue, Madame“ sagte Herr von Crillon.

— Die Treue? — wendete die Gräfin ein wenig verwundert ein, — die Treue gegen wen?

„Wenn er ein König ist, die Treue gegen sich selbst, wenn er ein Edelmann ist, die Treue gegen den König."

— Und wenn er von beiden keines sein sollte, mein Herr? —

„Dann — weiß ich es nicht, Madame."

Eleonore unterdrückte mit einem leisen, spöttischen Lächeln einen Einwand, fragte aber nach einer kleinen Pause von Neuem: — Gesetzt aber, daß der König eines Edelmanns ein — Schwächling wäre, Herr Herzog —

„So bindet die Ehre die Treue auch an den Schwachen und macht ihn stark," versetzte Herr von Crillon mit Würde. Dann aber zu seinem leichteren, verbindlichen Ton zurückkehrend, fügte er hinzu: „Madame, Ihr König, schwach zur Stunde, ein Schwächling ist er nicht, dafür sei Gott; Sie aber sind eine Heldin, schöne Frau, um der Treue willen, mit welcher Sie zu ihm stehen, im eignen Haus, im eignen Land, wider eine feindliche Welt, und ich beklage es, ja, ich beklage es, zu einem wenig ruhmvollen Kampfe auch Ihr Antagonist geworden zu sein."

— Ei, ei, Herr Herzog, wie soll ich diese plötzliche Entmuthigung deuten? — fragte die Gräfin mit neckendem Augenstrahl.

„Entmuthigung? Sie lächeln selber, Frau Gräfin," entgegnete der Herzog. „Muth ohne Widerstand hieße sein Gegentheil. Ihrem starken, siegreichen König Halt zu gebieten, wäre uns eine Ehre gewesen. Den Geschlagenen, Bedrängten, Verzweifelnden übermächtig noch einmal anzugreifen, dünkt mich fast eine Schmach für den französischen Namen."

— Und wenn Sie angegriffen werden sollten, Herr Herzog? —

„Es wäre Tollheit, — Desperation, schlimmer: es wäre Thorheit, Madame. Diese ärmlichen, müdegehetzten Trümmer von Kollin gegenüber einer französischen Armee! Wir zögern, wir schonen ihn, — seinen deutschen Feinden zum Trotz, — er sieht es, wir gönnen ihm Zeit zu unterhandeln, ich ehre Ihren Helden, den Zögling französischer Weisheit, zu hoch, um zu wähnen, daß seine Bravour so aller Vernunft entbehren und den kaum geschaffenen Ruhm mit seiner Existenz selbstmörderisch zerstören sollte.

— Oder auch ihn unsterblich machen! — entgegnete die Preußin stolz, setzte aber nach einer kleinen

Pause lächelnd hinzu: lassen wir diesen Gegenstand, mein Herr. Was versteht eine Frau von Helden und Heldenthum? —

„Sie versteht sie zu ehren, sie versteht es zu loh=nen, Madame," meinte der Herzog.

Was helfen Ihrem König seine Siege, wenn wie man sagt, nicht die Hand einer schönen Frau den Kranz auf seine Stirn drückt?

Der Franzose zog die feine, zierliche Hand der Dame an seine Lippen, als der rechtmäßige Be=sitzer dieser Hand in das Zimmer trat. Die Huldi=gung seines Gastes in Wort und Bewegung konnte ihm so wenig als das Erröthen der anmuthigen Wir=thin entgangen sein, auch preßte er einen Moment die schmalen, purpurrothen Lippen ärgerlich übereinan=der. Schnell aber hatte er sich besonnen, daß sächsische Lebensart französischer Feinheit und Freiheit nichts nachgeben dürfe und mit einer arglosen Courtoisie, die man anderer Zeit und anderen Orts vielleicht Frivolität genannt haben würde, verbeugte er sich nach beiden Seiten und rief: — „Glücklich retournirt, mon duc? Und Sie, Gräfin, Ihre Migraine zu rechter Zeit überwunden? Charmant, ganz charmant!"

— Migraine, Graf? fragte seine Gemahlin äußerst verwundert.

— „O, diese böse plötzliche Plage, Migraine! — entgegnete der gewandte Herr, die Achseln zuckend. — Hatte ich doch kaum noch gehofft, Sie auf dem Balle zu begrüßen, Theuerste. — Sie werden sehr nachsichtig sein müssen, Herr Herzog. Ein Impromptu, ein ärmliches Landstädtchen! Wahrhaftig, wir müßten uns schämen, wenn wir nicht hoffen dürften, bald an würdigerer Stätte Ihnen die Honneurs unseres Landes zu machen und zu zeigen, daß wir aufmerksame Zöglinge des Ihrigen gewesen sind."

„Die Schönheit adelt die bescheidenste Stätte," entgegnete Herr von Crillon mit ehrfurchtsvoller Reverenz gegen die Dame.

Sie machte lächelnd eine leichte, ihr Eheherr, gleichfalls lächelnd eine tiefe Verbeugung gegen den Galanthomme, als der Kammerdiener eintrat und die bereithaltende Sänfte der Frau Gräfin ankündigte. Herr von Crillon verließ rasch das Zimmer, einen augenblicklichen Aufschub erbittend, der Graf aber nach einem scheuen Rundblick sagte, hastig auf seine Gemahlin zutretend, mit flüsternder Stimme: — „Sie werden nicht auf den Ball gehen, Eleonore." —

— Nicht auf den Ball gehen, Moritz? — versetzte sie verwundert, indem sie den goldenen Fächer von dem kleinen, kunstvoll aus Schildkrott geschnitzten „Tresorchen," herunterlangte.

„Sie werden nicht gehen, sage ich."

— Ich verstehe Sie nicht, Graf. —

„Nichts Verständlicheres, sollte ich meinen, Gräfin, als die Galanterien, den Affront dieses Franzosen nicht unter den Augen aller Welt ertragen zu wollen."

— Nichts Unverständlicheres, sollte ich meinen, Graf, als einen galanten Affront, — gesetzt, daß es sich um einen solchen handelt, unter seinem eigenen Dache zu ertragen, und dabei den, welcher ihn uns zufügt, mit Zeichen der Hochachtung zu überhäufen. —

Sie haben mich doch in Gegenwart dieses Ihres Freundes zu dem heutigen Feste ihm zu Ehren aufgefordert — —

„Façon de parler, Scherz" — —

— Ist es Ihr Scherz gewesen, nun wohl, Sie haben mich Ihren Ernst so wenig kennen lehren, daß ich diesen Scherz dafür genommen, und ich sehe keinen Grund, der eine so späte Aenderung meiner Auffassung rechtfertigen würde. —

„Eine Frau braucht keine Gründe für einen ver-

änderten Entschluß. Einfälle, Zufälle, Launen, Vapeurs, — eine Migraine sind ihre Raison."

— Nicht die meine, Graf; und bei der meinen werde ich beharren, so lange Sie nicht durch ein entschiedenes Verbot in Ihres Gastes Gegenwart mir eine triftigere aufnöthigen. —

„Und mich ridicule mache, als ein deutscher hobereau! Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, ich danke viel Tausendmal!"

— Nun, auch ich habe keine Lust, mich lächerlich zu machen, und darum auf Wiedersehen in der Menuet, Herr Graf. —

Mit dieser Schlußerklärung und einer spöttischen Verbeugung wendete die Stolze sich nach der Thür; der gereizte Eheherr aber schien nicht geneigt, als Ueberwundener auf dem Kampfplatze sich mit dem Nachsehen zu begnügen. „Eleonore, Sie bleiben!" rief er aufgebracht, sie bei der Hand zurückhaltend. Da aber just der Urheber seines Unwillens in den Saal zurückkehrte, führte er sie mit bewundernswerther Fassung in tändelnder, ehemännischer Laune an seine Lippen. Seine Gemahlin entzog sie ihm rasch mit verächtlicher Miene; unwillkürlich strich sie mit den Kanten ihres Taschentuches darüber hin, als ob sie

die Spuren heuchlerischer Feigheit von ihrem Körper löschen wollte.

Herr von Crillon war unterdessen näher getreten, der schönen Frau mit einer schmeichelhaften Apostrophe, würdig eines Voltaire, leider aber unserer Kenntniß verbaliter nicht aufbewahrt, ein Bouquet feinster, den natürlichen gleich duftender Pariser Blumen entgegenreichend. Stumm, getheilt zwischen Verdruß und Verlegenheit, zögerte sie, es entgegenzunehmen, bis der Gemahl lächelnd, mit der glücklichsten Unbefangenheit die Mittlerrolle ergriff und, nicht ohne obligate Verbeugung gegen den Geber, es aus seiner Hand in die ihre legte. „Mit dem Schwert in der Hand, oder mit dem Minnezeichen“ rief er aus, „preux chevalier und seines Sieges gewiß.“

Noch war der allseitige Dank und Gegendank für dieses cavaliere Impromptu in tiefen Reverenzen nicht erledigt, als der Kammerdiener von Neuem auftrat, die harrende Equipage des Herrn Grafen anzumelden. Der Herzog faßte die Fingerspitzen der Dame, sie ihrem Vehikel zuzuführen, der Eheherr blieb einen Moment im Saale zurück, den sich Entfernenden einen Blick nachschleudernd, so grimmig als es seinem im Grunde ziemlich harmlosen Augenpaare möglich schien.

„Sie trotzt mir," murmelte er. „Er weiß es noch nicht. Glücklicher Zufall, daß ich die Kundschaft oben bei dem Hildburgshausen attrappirt. — Die Garnison rückt in der Frühe über den Fluß zurück, immer wieder zurück, dieser Soubise. Aber diesmal mir erwünscht. — Am Nachmittag brechen wir auf nach Dresden, nach Warschau, wenn es sein muß, — sie darf, sie soll ihn nicht wiedersehen." —

Befriedigt lächelnd folgte er den Vorangegangenen und langte im Hausflur an, als eben die vergoldete Portechaise seiner Gemahlin aus derselben getragen ward. Gast und Wirth bestiegen alsobald die bereitstehende Caroſſe und fuhren einmüthig selbander zu dem Feste, das zu Ehren der fremden Freunde und Erretter gefeiert werden sollte. In kaum einer Minute standen sie, des überholten Tragsessels harrend, in der Thorfahrt zum „goldenen Scheffel."

Die Cultur in unserem Städtchen, — ich weiß nicht, wie hoch sie sich heutigen Tages geschwungen haben mag, — aber vor hundert Jahren war sie keineswegs so weit gediehen, um auch die Propyläen einer Ergötzlichkeit einer Decoration bedürftig zu erachten. Der unverdeckte Rinnstein floß inmitten eines halsbrechenden Pflasters, der Blick in einen morasti-

gen, mit Schuppen und Karren gefüllten Hof lag frei geöffnet, die Düfte nachbarlicher Ställe mischten sich mit denen des Wildbratens und polnischen Karpfens, mit dem Bier und Tabaksqualm, der aus Küche wie Schenkstube drangen. Der churfürstliche Kammerherr bemerkte und erwiderte achselzuckend das epigrammatische Lächeln seines hohen Gastes von der Seine, dabei aber verneigte er sich höflich grüßend nach allen Seiten, reichte den eintretenden Huldinnen des Kreises seinen Arm zum Geleit bis an die Treppe, welche nach dem Tanzsaal im oberen Stockwerke führte, erinnerte die stattliche Gemahlin des Herrn Amtshauptmannes an ihre Zusage der ersten Menuet, küßte mehr als einer Schönen zum Willkomm die zarte Hand, er lächelte, er lispelte, er witzelte, er schwebte auf und nieder, mit einem Worte: er war ein würdiger Epigone der großen Epoche des galanten Sachsens, der churfürstliche Kammerherr Moritz Graf von Fink; nicht das seelenkundigste Auge hätte auf dieser wolkenlosen Stirn gelesen, daß ein gewaltiger Entschluß in ihrem Inneren reif geworden war.

Wir wollen mit dieser Andeutung keineswegs eine bängliche Apprehension in dem Gemüthe einer holden Leserin erwecken und beileibe nicht behaupten, daß das

Blut eines Othello in den Adern unseres churſächſi=schen Cavaliers gekocht; ja, wir tragen billiges Be=denken, daß die Miſſethat des ſchwarzen Afrikaners, wäre ſie jener Zeit ſchon über den Kanal in die Muſentempel der Elbe und Pleiße vorgedrungen, den zürnenden Eheherrn zur Bewunderung, oder gar zu verbrecheriſcher Nachahmung hingeriſſen haben würde.

Immerhin jedoch entbehrte er der Doſis Eitelkeit nicht, welche zu dem Mixtum der Eiferſucht auch in einem weißen Männerherzen erforderlich iſt und welche unter Umſtänden, nicht minder als die Leidenſchaft, eine unberechnete Kataſtrophe zum Ausbruch bringen kann.

Die Sänfte der Dame, geleitet von zwei Wind=fackeln tragenden Heiducken, ließ nicht lange Zeit auf ſich warten und der artige Franzoſe eilte herbei, ſtatt des nebenherſchreitenden Kammerdieners ihr die Thür zu öffnen, und ſeiner ſchönen Wirthin den Arm zum Geleit in das Feſtlokal zu bieten.

„Einen Augenblick, mon duc,“ rief indeſſen der herbeiſpringende Eheherr lächelnd, „Sie kennen unſere Damen wenig, wenn Sie meinen, daß ſie ohne vor=her prüfenden Blick in den Spiegel einen Ballſaal be=treten würden. — Ein Zimmer für meine Gemahlin, Herr Wirth.“

Unter den devoteſten Bücklingen und Entſchuldigungen, daß nur ein einziges, wenig ſtandesgemäßes Kämmerlein noch disponibel ſei, öffnete der eilfertige Scheffelwirth, dem bei ſeinen heutigen, unerhörten Obliegenheiten der Kopf unter der weißen Zipfelmütze im buchſtäblichſten Sinne wirbelte und wackelte, die Thür eines langen, ſchmalen Corridors, auf eine zweite am entgegengeſetzten Ende deſſelben deutend und mit gewaltigen Sätzen in die Thorfahrt zurückſpringend, wo ſeine Gegenwart von den verſchiedenſten Stimmen aus Küche und Keller gefordert ward.

Gräfin Eleonore hatte ihren Gemahl bei ſeiner unvermutheten, ihr völlig überflüſſig dünkenden fürſorglichen Forderung erſtaunt angeblickt; um ſich jedoch in keine auffällige Erörterung einzulaſſen, nahm ſie raſch dem Wirth den Leuchter aus der Hand, ſchritt unmuthig, beide Wände des Ganges mit der ſteifen, glänzenden Robe ſtreifend, ihrem Gemahl voran und öffnete, ſeine nochmalige dringende Frage, „ob ſie darauf beſtehe, den Ball zu beſuchen“, keiner Antwort würdigend, die Thür des angewieſenen Zimmers.

Der Herr Herzog von Crillon hielt es für angemeſſen, nicht länger im Thorweg des goldenen Scheffels des rückkehrenden Ehepaares zu warten und ſtatt

dessen oben am Eingange des Tanzsaales den Posten als harrender Ritter einzunehmen. Zehn lange Minuten mochten auf diese Weise vergangen sein, als sein gräflicher Wirth erschien — ohne seine Frau Gemahlin.

„Die Damen sind incalculable, incommensurable, mon duc," sagte er, gewohnter Weise lächelnd, „eine verschobene Schleife, eine in der Nachtluft aufgelöste Locke — machen ihnen Migraine. Die Gräfin" — —

Die Klänge der eröffnenden Polonaise unterbrachen die Erklärung; der Graf reichte der Gemahlin des Landesstallmeisters, Freiherrn von Tettenborn die Fingerspitzen und verschwand mit ihr im Gedränge des Saales. Ueber des Herzogs Mienen aber lagerte sich eine verdrießliche Wolke. Was sollte er auf diesem Balle ohne sie? Er nahm im Nebenzimmer Platz unter einer Gruppe französischer Herren, welche so wenig wie er Lust bezeigten, die des Pariser Parquettes gewohnten choregraphischen Künste auf den rauhen Dielen, unter den Staubwolken des goldenen Scheffels zu riskiren. Der Champagner floß, es wurde hoch pointirt; voran der Herzog, der seine Kühnheit, wie seinen Reichthum in den gewagtesten Sätzen dokumentirte. Er siegte und ließ sich besiegen mit gleich-

müthiger Noblesse. Unser Graf dahingegen, als der vornehmste der mâitres de plaisir, wetteiferte in kunstfertigen Pas mit den jüngsten französischen Helden. Die unerwartete Nachricht, daß die Besatzung in der Frühe des nächsten Morgens die Stadt zu verlassen und sich über den Fluß zu ziehen habe, schien ihn wenig zu überraschen. Wir wissen ja, er hatte früher als selbst sein kriegerischer Gast, diese Nachricht attrappirt, als er dem Commandeur en chef, Herzog von Hildburgshausen, seine Aufwartung machte, wenige Minuten bevor im polnischen Hause seine ehemännische Galle so bedenklich aufgeregt werden sollte.

Und wo war Gräfin Eleonore während der Zeit, daß Gemahl und Cavalier sich dergestalt mit ritterlichen Spielen unterhielten? Ach, es wird uns schwer fallen, dieses unglückliche Opfer der Eifersucht in einer Situation darzustellen, die ihre Heldenrolle gefährlich zu beeinträchtigen vermöchte.

Wir sahen die Dame zuletzt mit hastigem Unmuth, den Leuchter in der Hand und ein gütliches Nachgeben stolz verschmähend, die Schwelle des improvisirten Toilettenzimmers überschreiten. Der Ge-

mahl hielt sich bescheidentlich vor der offen gebliebenen Thür, während sie rings an den Wänden umherleuchtete und endlich den Spiegel in Form und Größe einer Schiefertafel entdeckte. Ein rascher Blick widerlegte ihre unbestimmte Erwartung einer der Redressur bedürfenden Unordnung; sie sah, daß alles gut und daß sie schön genug sei, um auch die schönste Nebenbuhlerin nicht zu fürchten. So eilig als sie gekommen, wendete sie sich daher dem Ausgange wieder zu und war eben im Begriffe, durch die Thür zu treten, als dieselbe, — wir können den unfeinen Ausdruck nicht vermeiden, — als dieselbe ihr recht eigentlich vor der Nase zugeschlagen, der Schlüssel von Außen umgedreht und hörbar abgezogen wurde.

Die schöne Frau prallt einige Schritte zurück und steht einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt. Im nächsten aber ist sie mit einem Sprunge schon wieder an der Thür. Sie rüttelte am Drücker, — das Schloß giebt nicht nach; sie ruft laut und immer lauter den Namen ihres Gemahls, ihres Dieners, des Wirthes selber, — keine Antwort; sie lugt durch das Schlüsselloch — alles finster; jetzt stürzt sie nach dem Fenster und reißt es auf — aber auch hier schweigende, unenthüllbare Nacht. Keine

menschliche Spur zu erkennen, keine menschliche Hülfe zu errufen — die schöne Frau ist eine Gefangene!

Bei dieser Entdeckung fiel unsere Heldin in einen Zustand, ja wir können ihn nicht glimpflicher bezeichnen, in einen Zustand von Wuth. Zornesröthe wechselte mit einer tödtlichen Bläße auf ihrem Gesicht, ihre Glieder zitterten, ihre Brust rang nach Athem und Luft. Von oben herab vernahm sie die einladende Weise der Polonaise. Sie schleuderte das Pariser Bouquet an den Boden, riß die Rosen aus ihrem Haar und trat sie mit Füßen, sie rannte im Zimmer auf und nieder, die Hände krampfhaft gegen ihre Stirne geballt.

„O diese Feigheit, diese Gemeinheit!“ stöhnte sie mit einem convulsivischen Lachen, das zu ihrer Erleichterung nach und nach in einen Thränenstrom überging.

Sie warf sich auf den niedrigen Tritt am Fenster, vergrub ihr Gesicht in die Hände und, während die heißen Tropfen auf das silberglänzende Stoffkleid niederrieselten, wechselte in ihrem Herzen ein Kreislauf qualvoller Empfindungen vom bittersten Hohn und Haß bis zu dem ihrer stolzen, muthigen Seele so ungewohnten Mitleiden mit sich selbst. Die Thränen

versiegten allmälig, sie versank in dumpfes Brüten, saß mit geschlossenen Augen gleich einer Schlafenden, während holde Erinnerungen, Träume der Vergangenheit, wechselnd mit bedrohlichen Zukunftsbildern vor ihrem Geiste kamen und schwanden. Vom Saale herunter drang die Musik der verschiedenen Tänze, von der Straße herauf wirbelte der Zapfenstreich, sie hörte es nicht, sie saß wie erstarrt.

Endlich aber sprang sie auf mit einem jähen Entschlusse. „Niemals, niemals", rief sie laut und leidenschaftlich, „nein, niemals werde ich in dieses Haus zurückkehren, niemals diesem Elenden wieder angehören. Treue um Treue, Treue bis in den Tod! aber ausharren, wo man verachten muß, macht uns verachtenswerth!" Unwillkürlich fielen ihr bei diesen Worten die Forderungen ihrer beiden abendlichen Besucher wieder ein: „Treue schlechterdings," und „auch an die Schwachheit bindet die Treue", hatten sie gesagt, ein Jeder in seinem Sinn. Seltsam, daß sie es just heute sagen, daß ihre Gedanken heute just diese Richtung nehmen mußten. Aber nein, nein. Die also sprachen, es waren ein Priester und ein Soldat. Was wußte der Eine von den Kämpfen eines weiblichen Herzens in den überfeinerten Zuständen der

großen Welt? Was wußte der Andere von den Leiden des Menschenherzens überhaupt? Gelte, was sie behaupten, für die Masse des stumpf in Arbeit und Nothdurft ringenden Volks; sei es ein Gesetz für Männer unter irgend welchem Panier, — eine Frau verliert ihren Adel, wenn sie sich an einen Unwürdigen heftet, die Gemeinheit überwältigt sie, wenn sie sich seiner Gemeinschaft nicht entreißt.

Der Herzog, der Herzog? was war ihr dieser Mann? konnte sie sich einer Schuld bewußt werden? fühlte sie den Vorwurf auch nur eines sträflichen Gedankens, auch nur eines sträflichen Empfindens? Hatte ihr Gemahl auch nur einen Schatten von Recht, Schmach und Erniedrigung über sie zu verhängen?

Sie preßte die Hand gegen das Herz, sie suchte gleichsam seine Schläge zu zählen. Aber, „nein, nein!“ — rief sie auch jetzt, „ich tastete nach einem Ideal, um meinen wankenden Glauben zu stützen, ich tändelte mit einem Traum, um meine leer gewordenen Stunden zu füllen, aber selber meine Träume waren nicht meiner Treue feind. O, wohl der Frau,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „wohl der Frau, welche einem ungeliebten Manne ihre Treue verpfändet, aber einem Mann, der sie ehrt und dem sie ver-

traut. Doch Einem in Neigung sich zugesellen und von Stunde zu Stunde, Schritt für Schritt seine Hohlheit inne zu werden, zu sehen, wie er jede Größe lächelnd bezweifelnd und das Gemeine sich lächelnd gefallen läßt, wie er feige vor dem Mächtigen kriecht und ehrlos den Schwachen, ein Weib gar, mit Füßen tritt, das heißt Elend, das heißt elend sein wie ich. Zur Stunde erst ist dieses Elend mir klar geworden in seiner vollen, vernichtenden Bedeutung und zur Stunde noch werde ich ihm entfl — nein nicht heimlich entfliehen, offen ihm ins Angesicht zerbreche ich die schmähliche Fessel."

Wieder saß sie eine Weile unbeweglich. Aber sie blieb nicht lange allein; eine zarte, liebliche Gestalt schmiegte sich an ihre Brust und eine Kinderstimme stammelte: „Mutter, Mutter, was wird aus mir, wenn du mich verlässest?" — „Mein Leo!" — rief sie — „mein Knabe, dich soll ich lassen, ihm lassen, dich mein einziges Kind?" — Ihre Thränen strömten von Neuem, sie rang verzweifelnd die Hände. Aber auch jetzt faßte sie sich bald. „Nimmermehr!" — rief sie entschlossen, „mir gehörst du, mir zuerst, mir allein, auch dich muß ich ja retten, retten von dem Fluche, eines Tages deinen Vater verachten zu müssen. Dich

mir zu sichern, fliehe ich, entführe dich zu meinem Vater, zu meinem alten herrlichen Vater. Er wird dich schützen, vor ihm wollen wir uns beugen. Unter seinen Augen sollst Du ein Mann werden, ein Edelmann wie er selber, würdig des Helden, der seinen Scepter über dich halten wird. Ein Kind, ein Weib, jeder Mensch vermag zu bestehen ohne das Glück, ja ohne die Liebe selbst. Aber Ehre und Ehrfurcht sind wie der Athem in unserer Brust, entflieht er uns, steht das Leben still."

Schnell entschlossen überdenkt sie den Weg und die Mittel zur Flucht; in heftiger Bewegung schreitet sie das Zimmer auf und nieder. Ein Duft von Blumen, strömt ihr entgegen, ihr Fuß hat den Strauß berührt, den sie vor Stunden im Zorne von sich geworfen. Sie hebt ihn auf und blickt eine Weile sinnend in die künstlichen Kelche. „Er," flüstert sie, „auch er würde uns schützen, würde mich frei machen und rächen. Aber schützen gegen wen? rächen an wem? Gegen deinen Vater, an deinem Vater, mein Kind, nein, nein! Auch er darf meine Flucht nicht ahnen — Kein buhlerischer Schein auf ein bis heute makelloses Leben — auf das Andenken deiner Mutter, mein Sohn, deiner Tochter, mein Vater, auf das

Andenken einer Preußin in fremdem, verderbtem Land.

Es mußte schon tief in der Nacht sein, als ihr Plan fix und fertig war. Von der Straße, vom Hofe herauf kein Laut. Nur über ihr fast ohne Unterbrechung die Musik der wechselnden Tänze.

Sie öffnete leise das Fenster und spähete hinaus in den düsteren Raum. Ein Lichstrahl, von einem Seitengebäude streifend, ließ sie allmälig einen engen, kleinen Seitenhof, nach der Landessprache einen „Schlüfter", unterscheiden, auf welchen das Fenster mündete. Ein Haufen von Schutt und Scherben unter demselben mußte das Entkommen erleichtern.

Sie nestelte nun hastig die Zitternadeln aus ihrem Haar, die Diamantgehänge von Brust und Ohr, nahm Collier und Armspangen ab und verbarg sie in ihrer Poche. Wenn der Brocat des Gewandes nur ebenso leicht zu verhüllen gewesen wäre! Aber Lehmann mußte ja die dunkle, warme Saloppe bei sich haben und ihrer längst in Begleitung der Sänfte im Hause harren. Auf diesen treuen Mann konnte sie bauen. Er war ihr aus der Heimath mitgegeben als zuverlässiger Diener, ja fast als Freund. Hatte sie ihn aufgefunden, war sie geborgen. Nun herzhaft auf

die Brüstung des Fensters und mit einem muthigen Sprunge in die Freiheit!

Der Kopf, die schlanken Schultern waren glücklich durch die schmalen Fensterflügel geschlüpft, aber, o weh! jetzt ist sie gebannt, der handfeste Reifrock hindert das Entkommen. Sie muß noch einmal zurück, sich der modischen Fessel zu entledigen. Da steht das eherne Gerüste gleich einem Haus, das erste Hinderniß auf neuer Bahn, ein Symbol des Herkommens, mit dem sie bricht. Nun mit frischem Muthe noch einmal hinauf — ein rascher Sprung und die Gefangene ist frei!

Tastend gleitet sie längs der Mauer dahin und hat bald den Ausgang nach dem großen Hofe erreicht, den ein Schimmer der einzigen, dunkelglimmenden Lampe der Thorfahrt nothdürftig erhellt. Hinter einem Karren geborgen recognoscirt sie das Terrain. Der Flur steht gefüllt von Sänften, der rückkehrenden Tänzerinnen harrend, aber die Träger und Diener haben sie verlassen. Man hört ihre klappenden Krüge und lärmenden Stimmen aus der Wirthsstube dringen. Nur eine einsame Gestalt hat Platz auf einer Bank dicht an der Hofthür genommen. Der Flüchtigen Herz schlägt freudig auf; der glücklichste Zufall erleichtert ihren Entschluß: es ist Lehmann, der Getreue!

Sie schleicht auf ihn zu, faßt seinen Arm und flüstert: „Folge mir, Lehmann!“

— Alle Teufel, — Frau Gräfin! — ruft der Diener erschreckt, als sähe er eine Spukgestalt.

„Still, still, verrathe mich nicht, folge mir.“

Er ging ihr nach. Sie traten in eine Scheune, die heute Abend als Remise aushelfen mußte.

„Sind wir hier sicher, Lehmann? kann uns niemand hören?“

— Höchstens eine Maus, gnädige Gräfin. Sie sitzen alle in der Kneipe und kauderwälschen sächsisch mit den Französischen. Mir wurde der Spuk zu toll, ich — —

„Still, still, Lehmann, wir haben Eile, höre mich. Du bist meiner Familie von jeher ein treuer Diener, ein Freund gewesen. Du folgst mir gern, nicht wahr?“

— Gnädige Gräfin, bis in den Tod. —

„Ich danke Dir, Alter; und nun merke auf. Mein Gemahl hat mich gröblich beleidigt. Ich werde nicht mehr in sein Haus zurückkehren.“

— Die gnädige Gräfin haben sächsische Lunte gerochen, juchhe! —

„Still, Lehmann, still, ich fliehe!“

— Wir fliehen! rief der Alte, vor Freude in die

Höhe springend. Plötzlich aber schien ihm ein Bedenken aufzustoßen. Er kratzte sich im Kopfe und murmelte einige unverständliche Laute.

„Was hast du, rede!“ rief die Dame beunruhigt.

— Ich meine nur, Frau Gräfin, — nicht wahr —

„Was meinst du? rasch, rasch!“ —

— Na ich meine, wir fliehen, gut, aber — na, was Französisches ist nicht dabei? — platzte er dreist heraus.

„Schäme dich, Lehmann!“ sagte Eleonore dunkel erröthend. Dieser Argwohn selber in dem ergebensten Herzen war der erste Stein des Anstoßes auf ihrer Bahn. „Schäme dich! wir gehen nach Preußen zu meinem Vater.“

— Nach Preußen, hurrah, nach Preußen! — jubelte der Veteran. — Soll ich die Sänfte bestellen, Comtesse? —

„Behüte, Lehmann. Ich sage dir ja, daß ich nicht in des Grafen Haus zurückkehren werde.“

— Oder unseren Wagen? —

„Das würde mich verrathen. Ich muß unbemerkt auf preußisches Gebiet zu gelangen suchen. Wir gehen zu Fuße aus der Stadt.“

— Zu Fuße in diesen Flitterschuhen? Aber nur

zu! Ich weiß schon Rath. Unter der Treppe hat die Hanneliese ihre Klapppantoffeln stehen lassen. Die mausen wir. —

„Das wird sich finden, Lehmann. Aber gieb mir meine Sachen, mich friert."

Sie hüllte sich in Saloppe und Abendschleier, welche der Kammerdiener bisher sorgfältig auf seinem Arme gehalten, und fuhr dann fort: „Wir müssen nun so rasch als möglich hinüber, meinen Leo zu zu holen."

— Versteht sich, unser Leochen! Das Leochen muß mit nach Preußen! —

„Aber der Weg über die Brücke wäre zu weit und unsicher; wir würden entdeckt und verfolgt werden."

— Gnädige Comtesse, wir schlagen uns durch. —

„Wir sind nicht im Feldlager, Lehmann, wir sind auf einer Reise und auf einer heimlichen Reise. Wir müssen einen nähern Weg nehmen. Der Fährmann Adam ist dein Freund, du kannst dich auf ihn verlassen?"

— Wie auf mich selber, Comtesse, eine ehrliche Haut bis auf die Knochen, zum Ausplaudern viel zu faul. —

„Nun gut, Lehmann. Wir gehen nach dem Fähr-

hause; der Weg ist nicht weit und wenig belebt. Wir setzen über; ich warte im Dorfe bei der blinden Mutter Veit, bis du vom Gute den ersten besten Wagen besorgt und den Leo mit seiner Wärterin zu mir gebracht haben wirst. Du sagst, daß wir in der Frühe nach Dresden aufzubrechen gedenken, erregst so wenig als möglich Aufsehen. Du fährst natürlich selbst. Wie wir den Wagen zurückschicken, darauf werde ich mich noch besinnen. Vor Tagesanbruch müssen wir aber schon über die Grenze sein. Hast du mich verstanden, Lehmann?"

— Verstanden, Comtesse. —

„So sieh dich in der Thorfahrt um, ob ich unbemerkt hindurch kann."

Der Alte ging und kehrte nach wenigen Minuten zurück, ein Paar schwere Klapppantoffeln triumphirend in die Höhe haltend.

— Glücklich erwischt! rief er, — und keine Katze zu spüren. Nur dreist zu, Comtesse! —

„Warum Comtesse?" fragte die Gräfin, wehmüthig die Pantoffeln betrachtend, die sie, das Geräusch zu vermeiden, noch nicht überzuziehen wagte.

— Na, nach Preußen, Comtesse, — antwortete

der Alte vergnügt, — und unseren Grafen, den wären wir ja los. —

„Noch nicht so ganz, Freund," entgegnete die Dame. „Bei der Gräfin mag es sein Bewenden haben. Was aber diesen Raub anbelangt, so soll dein Fährmann die Magd entschädigen.

Der Veteran ging voran, die Dame schlich hinter ihm drein über den Hof. Am Eingang zur Thorfahrt blieb sie stehen und fragte leise: „Ist der Graf noch oben, Lehmann?"

— Zu Befehl, gnädige Gräfin.

„Und der — Herr Herzog?"

— Auch noch, gnädige Gräfin.

„Desto besser," murmelte sie mit bitterem Lächeln. „Sie tanzen und ich — ich werde sie niemals wiedersehen."

Sie traten in das Thor und wanden sich durch das Gewirre der Sänften. Noch aber hatten sie den Ausgang nicht erreicht, als eine Stimme von der Treppe die Gräfin erbeben machte. Es war ihr Gemahl, der nach den Sänftenträgern der Frau Amtshauptmännin rief.

Die Gräfin stürzte nach der Thür. Der Riegel war vorgeschoben, und ehe sie zu öffnen vermochte,

war der Graf, seine Dame am Arm, am Fuße der Treppe angelangt.

„Steh' still, Lehmann," flüsterte die Gräfin zitternd wie Espenlaub, und hinter eine Sänfte schlüpfend, — „hier, dicht vor mich. Rühre dich nicht, weiche nicht von der Stelle."

Die Träger der Frau Amtshauptmännin erschienen auf den nochmaligen Ruf des Grafen. Er hob die stattliche Schöne in ihr Vehikel, ihren vollen Arm küssend und einige galante Redensarten flüsternd. Eleonorens Herz klopfte zum Zerspringen — vor Unwillen in diesem Augenblicke mehr als vor Furcht. Das Thor wurde geöffnet. Die Sänfte verschwand. Der Graf sah sich ziemlich scheu im Flure um. „Die arme Eleonore," murmelte er, „die Zeit wird ihr lang geworden sein."

Er bemerkte den Diener und befahl ein wenig kleinlaut: „Gehe Er hinein, Lehmann und hole Er die Träger der Frau Gräfin."

„Rühre dich nicht, Lehmann," flüsterte die Gräfin.

Lehmann rührte sich nicht. Sein Gebieter wandte sich gegen den Corridor, der zu dem verhängnißvollen Toilettenzimmer führte. Ein rascher Schritt auf der Treppe ließ ihn aber stocken. Hinter der Thür verborgen,

sah er seinen herzoglichen Gast herunter kommen und den Flur durchschreiten, hörte ihn, als er stutzend den Kammerdiener der Gräfin gewahr wurde, nach seiner Dame Befinden sich erkundigen. Ehe Ehren Lehmann die schwierige Antwort gefunden hatte, stürzte der verlegene Eheherr aus seinem Versteck. Gewiß, er sah bleicher aus als das Opfer seiner Rache; zitternd, mit einer Armensündermiene, machte er einen schwachen Versuch zu lächeln, indem er den Herzog bat, seine Equipage zu benutzen und allein vorauszufahren, da er selber noch für eine Viertelstunde gefesselt sei.

Der Herzog ging aus dem Thor, der Wagen rollte von dannen.

Der Graf wischte sich den Angstschweiß von der Stirn.

— Rasch, die Träger! — stammelte er, an Lehmann vorüber und in den Corridor schlüpfend.

„Rasch, rasch, Lehmann, hinaus!“ rief die Gräfin, stürzte hinter der Sänfte hervor und aus dem Thore. Lehmann folgte ihr. Das Haus bildete eine Ecke. Als die Flüchtigen kaum in die schmale Seitengasse eingebogen waren, hörten sie den wiederholten, angstvollen Ruf nach dem Diener aus des Grafen Munde.

So war denn ihre Flucht ruchbar schon in dem Momente der Ausführung, eine Entdeckung, Ergreifung nur allzumöglich, jede Minute kostbar!

Eleonore flog durch die nächtlich einsamen Straßen gleich einem gescheuchten Reh. Der alte Diener vermochte kaum ihr zu folgen. Sie nahm sich nicht die Zeit, die unbehülflichen Ueberschuhe anzuziehen, ohne Umsehn durch Dick und Dünn, nur voran, nur fort, hinaus, hinüber, nur frei!

Vor dem Thore hielt ein französischer Posten die Wache.

— „Diener und Kammerjungfer der Gräfin Fink“ — repetirte vernehmlich der alte Preuße.

Der Posten ließ das unverdächtige Paar passiren. Eleonore mußte einen Augenblick inne halten, dann ging sie in etwas gemäßigterem Schritt durch die Vorstadt, die sich lang und schmal zwischen dem Flusse und seinem erhöhten Uferrande hinzieht. Die große Straße nach Leipzig führt durch diese Vorstadt, von deren letzten Häusern etwa tausend Schritte entfernt das Fährhaus am Eingange einer auf die Höhen führenden Schlucht gelegen ist. Etwas weiter thalab sieht man auf dem entgegengesetzten Ufer das gräflich Finksche Dorf und Stammschloß, anmuthig zwischen

Wiesen, Weinbergen und Gärten gruppirt, die Aue überragen.

Gräfin Eleonore war bis jetzt in so leidenschaftlicher Aufregung gewesen, daß sie das Abenteuerliche ihres Unternehmens nur wenig in Betracht gezogen hatte; es schien ihr leicht, weil das Verlangen danach sie beherrschte. Jetzt, da für den Moment die dringendste Gefahr der Entdeckung beseitigt schien, in der feuchten, finsteren Nacht, längs des stillrauschenden Flusses an der Seite ihres stummen Begleiters dahinschreitend, tauchten nach und nach die Bedenken und Fährnisse desselben deutlich vor ihrem inneren Auge auf. Eine junge Frau, ein zartes Kind in herbstlicher Jahreszeit, in kriegerischer Aufregung, ohne Geld und Gepäck, ohne jegliche Vorkehrung auf der Flucht weit über hundert Meilen nach einem unwirthlichen Lande! Denn eine Reise aus dem Leipziger Kreise nach der Ostsee war vor hundert Jahren beileibe kein Katzensprung wie heute und würde auch in friedlichen Zeiten von einem besonnenen Manne nicht ohne rechtsgültiges Testament auf dem heimischen Amte unternommen worden sein.

Aber die Tochter des alten preußischen Soldaten

war so leicht keineswegs von einem gefaßten Entschlusse abzuschrecken. Sie besaß einen stolzen, energischen Willen, dessen Feuer sieben Jahre verweichlichenden Genusses nicht abgedämpft und, was selten der Fall bei raschen, phantasiereichen Naturen, sie besaß dabei eine kluge, umsichtige Art, die, ging Noth an den Mann, die Mittel zu ihren Zwecken zu finden wußte. Mit einem Worte: unsere Heldin hatte Charakter. Sie konnte Böses und Gutes thun, was just nicht vielen, auch Männern nicht, gegeben ist, und in diesen Stunden, so schien es, stand sie auf dem Scheidewege zwischen beiden.

„Komm es wie es wolle," sagte sie endlich abschließend zu sich selbst, „zurück will und kann ich nicht mehr. Nur mein Kind und über die Grenze! Das Uebrige wird sich finden. Und wenn ich mich an den König selber wenden sollte. — Hast du Geld bei dir, Lehmann?" fragte sie nach einer Weile zu dem Diener gewendet.

— Dreißig Species! einen Gulden und zwei Zwanziger, Frau Gräfin — antwortete Lehmann.

„Welcher Mammon, alter Freund!"

— Meine gesammte Baarschaft, gnädige Gräfin. Seitdem die fremden Raben im Lande hausen, hat

Einer ja nur noch, was er auf seinem Leibe bei sich trägt. —

„So wirst du mir vorschießen müssen, bis wir etwa in Halle meine Juwelen verkaufen und in Berlin den Credit meines Vaters geltend machen können."

Sie versank wieder in ein nachdenkliches Schweigen, bis sie nach etlichen Minuten vor dem kleinen, einsamen Fährhause standen. Es dauerte eine Weile, ehe Lehmann durch Klopfen und Rufen ein menschliches Wesen ermunterte. Das Fensterchen wurde endlich geöffnet und eine weibliche Stimme brummte verdrießlich: — Der Fährmann ist nicht heime, 's kann nicht übergesetzt werden. —

„So lasse Sie uns ein, wir wollen auf ihn warten," sagte der Alte.

— Zum Kukuk, warten! — versetzte die Frau Fährmännin und wollte das Schößchen zuschlagen.

Aber Freund Lehmann streckte seinen einen langen Arm nach dem Fenster und packte ihre Hand.

„Sie ist noch im Traume, Hanne," sagte er, „so sperr Sie doch Ihre alten dummen Augen auf. Wir sind ja die gnädige Herrschaft von drüben."

— Schöne Herrschaft, in stockpechrabenschwarzer

Nacht auf den Beinen und so'n Gebrüll wie'n preußischer Kanonier! —

„Kennt Sie denn den Lehmann nicht, Hanne? Steck' Sie die Lampe an und riegele Sie auf, sonst trete ich Ihr die Thür in Stücke."

Schon machte er Anstalt, seine Drohung auszuführen, als Mutter Hanne in der Thür erschien und das Lämpchen vorhaltend, mit weit aufgerissenen Augen die seltsamen Gäste anstarrte.

— Weiß der Herr, die Gnädige, — sagte sie verblüfft.

„Ich muß auf der Stelle hinüber," nahm jetzt die Gräfin das Wort. „Ruft den Adam, Mutter, rasch, rasch."

— Nun eben, Gnädige, den Adam, — versetzte Mutter Hanne gelassen, — aber der Adam ist ja nicht da. —

„Wo ist er?"

— Zum Fischen ist er. —

„Und wann kommt er zurück."

Wenn er was gefangen hat, kommt er zurück. —

„So mag mich Lehmann hinüberrudern. Leuchtet zum Kahn, Mutter."

— Nu eben, zum Kahn? Aber der Kahn ist ja nicht da. —

„Wo ist der Kahn?"

— Der Adam sitzt drinnen und fischt.

Ein Donnerschlag für die vor Ungeduld zitternde Dame. Sollte sie die unschätzbare Zeit mit Warten verbringen? Ein anderer Fischer hätte sie hinüber rudern können. Die lange Vorstadt, welche sie eben durchwandert, war Haus bei Haus von Holzhändlern und Fischern bewohnt, deren Innung sich seit Jahrhunderten den Fluß entlang ansehnlicher Privilegien von Seiten weiland Landgraf Ludwigs von Thüringen erfreute, zum Danke dafür, daß ein Bootsmann des Städtchens ihn nach seinem kühnen Sprunge aus dem Thurme von Giebichenstein in den rettenden Kahn aufgenommen. Sollte sie sich die Straße zurück nach der Vorstadt, den großen Umweg nach ihrem Gute wagen? das nächtliche Wachklopfen mußte Aufsehen erregen, ein Erkennen war unvermeidlich, ein Entdecken von Seiten ihres Gemahls nur allzu wahrscheinlich. Der Fährmann konnte jeden Augenblick zurück kommen. So schwer es war, stillhaltend zu warten, es schien räthlicher als jenes Wagniß.

Sie folgte daher Mutter Hannen in das kleine

Unterstübchen und bat sie, sich in ihrer nächtlichen Ruhe nicht weiter stören zu lassen. Die brave Alte deprecirte: Zu Bette gehen, derweile die Herrschaft im Hause auf der Lauer!

„Na, wenn der Adam heim käme, da kriegt ich was Hübsches auf die Mütze!“

Ehren Lehmann, als Hausfreund, gab lachend eine erläuternde Pantomime zu diesem letzten Satz, die Dame aber fragte unwillig: — Er mißhandelt Euch, alte Mutter?“ —

„Was zur Sache gehört, bewahre Gnädige, sonsten nicht,“ antwortete Mutter Hanne.

— Was zur Sache gehört? Wie versteht Ihr das, Frau? —

„Herr Jechens, Gnädige, wenn Eine Einem zugeschworen ist, vor Gottes Altar!“

— Barbarische Ehestandslogik! — und Volkes Stimme Gottes Stimme, heißt es, — murmelte die Gräfin.

Sie beschwichtigte indessen die Bedenklichkeiten ihrer Wirthin, indem sie versprach, die Verantwortung vor dem rückkehrenden Hausherrn zu übernehmen und zog sich zurück mit den Worten: „Nu eben, Gnädige, man wird alt, und sein bischen Nachtruhe ist Einem

zu gönnen. Um sein Stündchen Kirchenruhe ist man so schon gekommen, seitdem der Fritze so grausam auf dem Tapete ist."

Die Gräfin setzte sich an das Fenster, die geschlossene Zimmerluft, Ofenrauch und Lampenqualm beklemmten ihren Athem.

— Wie diese Armen leben, — sagte sie zu sich selbst. — Schätzt man es auch, was man vor ihnen voraus hat? Ich hätte weit mehr Gutes thun können. Der Graf ließ mir freie Hand. Mein Leben würde reicher gewesen sein, hätte ich mehr auf Anderer Mangel geachtet. —

Doch weilten ihre Gedanken nicht lange in dieser philantropischen Richtung; sie öffnete das Fenster, zog die Zobelsaloppe dichter um ihre Schultern und starrte durch die nur von einzelnen den Nebel durchbrechenden Sternen erhellte Nacht hinüber nach ihrem nahen und doch so unerreichbaren Schlosse. Der alte Diener hatte als Schildwacht auf der Bank vor der Hütte Posto gefaßt. Mutter Hanne's schnarchende Athemzüge in der Kammer, das Unisono der plätschernden Wellen waren die einzigen Töne, welche die Stille unterbrachen, und allmälig auch die aufgeregte Frau am Fenster in einen halben Schlummer lullten.

Wirre Bilder von Helden und Ungethümen, von Tänzern und Kämpfern, von Flucht und Verfolgung scheuchten sich beängstigend vor ihrem Sinn. Von Zeit zu Zeit sprang sie auf, machte einen Gang durch das Zimmer, störte das schwachglimmende Lampenlicht auf und sah an der alten Schwarzwälder Uhr das erschreckende Vorschreiten der Stunden. Dann setzte sie sich nieder, um sich von neuen Hallucinationen beklemmen zu lassen.

Schwankend treibt sie auf heimischem Meere, ihren Leo fest an die klopfende Brust gedrückt; der Nordwind braust, hoch schlagende Wogen drohen das Boot zu verschlingen. Vor ihr die rettende Dühne, dort drüben das Vaterhaus. O, nur noch einen kräftigen Ruderschlag, alter Adam, und sie ist heim, sie ist frei! Da, da plötzlich am Strande lauernd ein Punkt, eine Gestalt, ein elender Zwerg, aber immer wachsend und wachsend, von schattenhaften Gebilden gehoben, von dämonischen Sclavenhänden getragen, jetzt ist es ein Riese mit weit ausgreifenden Armen, Heiland der Welt, es ist ihr Gemahl, eine Spanne — und er faßt ihr Kind! — hinter ihm das Haus, es ist nicht ihres Vaters Haus, es ist sein lichterstrahlendes Schloß, seines, des Verfolgers! Entsetzt fährt

sie in die Höhe, kalte Tropfen stehen auf ihrer Stirn, die Uhr schlägt vier. Wie fern hatte sie gehofft um diese Stunde zu sein und nun noch immer harrend am Ufer! Aber was ist das? Das Schloß da drüben, vorhin in tiefem Dunkel, jetzt ist es erhellt, so wie sie es im Traume gesehen, unruhige Lichter blinken durch die Scheiben, als ob ängstliche Schritte die Zimmer durcheilten.

Tödtlich erschreckt stürzt sie hinaus vor die Thür.

„Hinüber, Lehmann, hinüber! — ruft sie, — „siehst du die Unruhe da drüben, mein Leo ist krank."

— Behüte, Frau Gräfin, behüte, beruhigte der Diener, — der Herr Graf werden gekommen sein, uns zu suchen. Ein Glück, daß sie alles in Ruhe finden; hier hüben werden sie uns nicht vermuthen. —

„Du kannst Recht haben, Freund," — versetzte die Gräfin einigermaßen beschwichtigt, — indessen, wir müssen jetzt eilen, ihn zu kreuzen. Der Graf wird sich drüben nicht aufhalten und mich weiter verfolgen. Komme es wie es wolle, geh, schaffe einen Kahn. Im äußersten Falle suchen und finden wir Schutz bei dem König."

Im Begriffe, diesem Befehle zu folgen, hielt der alte Diener aufhorchend still.

„Was ist das, Lehmann?“ fragte die Gräfin gleichfalls stutzend.

Man hörte Pferdegetrappel und flüsternde Stimmen auf der Straße hinter dem Hause.

— Hurtig hinein! rief Lehmann, die Gräfin in das Haus drängend. Kaum hatte sie das Zimmer erreicht, als dicht vor dem Fenster Tritte und Stimmen vernehmbar wurden. Sie verbarg die Lampe im Ofenloch und sich selber hinter dem geöffneten Fensterflügel. Im flüchtigen Sternenlicht erkannte sie einen Trupp berittener Gestalten.

„Holla!“ rief eine Stimme vom Pferde herab, das ist das Haus, wo wir das Licht schimmern sahen, holla!

„Das sind preußische Leute,“ sagte die Gräfin zu sich selbst.

— Preußen! Preußen! — rief Lehmann zu dem Fenster herauf.

„Wer spricht hier?“ fragte der Führer der Truppe vom Pferde herab.

— Ein Preuße! — antwortete der alte Soldat, militairisch salutirend.

Ist dies das Fährhaus vor dem Leipziger Thor? —

— Das Fährhaus, zu Befehl. —

„Ist Er der Fährmann?"

— Halten zu Gnaden, nein. —

„Wer ist Er?" —

— Wachtmeister Lehmann, vormals von Belling Husaren. —

„Der bei Molwitz den Arm verlor?"

— Der nämliche, zu Befehl. —

„Ein braver Soldat. Wie kommt Er hierher?"

In Diensten meiner Herrschaft, der gnädigen Comtesse von Looß, verehelichten Gräfin von Fink. —

„Looß von Ganditten?"

— Zu Befehl. —

„Sind noch Franzosen drinnen in der Stadt?"

— Marschall Soubise mit seinem Corps rückte vorgestern ab, eine Besatzung ist zurückgeblieben. —

„Wie stark?"

— Circa drei Tausend Mann inclusive derer vom Reich. —

„Der Herzog von Hildburgshausen?"

— Logiren oben auf dem Schlosse. —

„Die Garnison zieht sich diesen Morgen zurück?"

— Diesen Morgen über den Fluß, zu Befehl. —

„Weiß Er in hiesiger Gegend Bescheid?"

— Zwei Meilen in der Runde jedweden Weg und Steg. —

So folge Er dem Piket und weise Er uns den Weg auf die Höhen."

— Zu Befehl, sobald ich meine gnädige Comtesse sicher an Ort und Stelle expedirt. —

„An Ort und Stelle, wohin?"

— Nach Ganditten zu ihres Herrn Vaters Excellenz. —

„Da würden unsere Kanonen ein Weilchen warten müssen, Freund. Ich denke, die Frau Gräfin wird ihre Reise verschieben können, bis Er uns den Weg gezeigt."

— Halten zu Gnaden, sie kann sie nicht verschieben. Wir lauern nur auf den Kahn, um unseren Junker drüben zu holen, danach geht's fort. —

„Wo ist die Gräfin?"

— Drinnen in der Hütte. —

„So laß Er sie drinnen, bis Er wiederkommt. Vor Tage ist Er wieder da. Faß Er sich kurz. Allons!"

Der alte Preuße stand einen Augenblick verlegen, was zu lassen, oder was zu thun. Seine Gebieterin kam ihm zu Hülfe. Sie hatte das Zwiegespräch an ihrem Fenster mit angehört. Die Ankunft der Preu-

ßen war ein Zwischenfall, von dem sie nicht wußte, ob sie ihn für unheilvoll, oder ermuthigend halten sollte. Doch war sie zu einer glücklichen Auffassung gestimmt und sah ein, daß Widerstand unmöglich sei. Schnell entschlossen nahm sie daher die Lampe aus dem Ofen und trat unter die Thür.

„Thue, was der Herr Dir befiehlt, Lehmann. Wir können nicht widerstreben," sagte sie, und sich würdevoll gegen den Führer wendend, setzte sie hinzu: „ich stelle mich unter den Schutz der Ehre eines preußischen Offiziers."

Die junge, schöne Frau im silberglänzenden Gewande, bei nächtlicher Weile, in der einsamen Fischerhütte war wohl eine wundernehmende Erscheinung selber für die just nicht zur Romantik geneigten preußischen Helden. Auch lief ein überraschtes Geflüster durch die Truppe, deren Führer einen Augenblick schweigend verharrte, sich dann zu einigen Zurückstehenden wendete und leise Worte mit ihnen wechselte. Nach einer Weile kehrte er, ohne der Dame zu achten, zu dem vormaligen Wachtmeister zurück. „Liegt die Garnison auf dem Schlosse?" fragte er.

— Auf dem Schlosse und bei den Bürgern in der Stadt. —

„Und hier in der Vorstadt?“ —

— Keine. —

„Wo steht die übrige Armee?“

— Cantonirt in den jenseitigen Dörfern stromauf und ab. —

„Wie weit ist es von der Rippach bis zu den Höhen über der Stadt?“ —

— Kaum eine Stunde, zu Befehl. —

„Weiß Er einen sichern Uebergang für schweres Geschütz?“

— Zu Befehl. —

„So folge Er dem Piket, wir werden bei Seiner Dame Wache halten, bis Er wiederkommt.“

Ehren Lehmann machte Kehrt mit einem ermuthigenden Blicke auf die Gräfin, die er ja sicher in preußischem Schutze zurück ließ. In wenigen Minuten waren die Tritte des Detachements in der Schlucht verhallt. Der Rest der Preußen, ihre Zahl ließ sich nicht im Entferntesten bestimmen, schien sich rings um das Haus zwischen Berg und Fluß zu postiren. Alles schwieg; man hörte nur das Wiehern und Stampfen der Pferde, das zufällige Rasseln einer Waffe.

Der Reiter, der bisher das Wort geführt, war

abgestiegen und allein auf das Haus zugeschritten, unter dessen Thür Gräfin Eleonore noch immer in zweifelhafter Erwartung stand. In dem Augenblicke, als sie, ihrem unbekannten Schutzherrn voran, zurück in das Zimmer treten wollte, erschallte von dem jenseitigen Ufer der Ruf: „Hol' über!"

Der Preuße stutzte. Die Gräfin rief entsetzt:

— Der Graf, der Graf! —

„Welcher Graf?" fragte der Preuße.

— Mein Gemahl, mein Verfolger! —

„Er wird seine Ungeduld zähmen, oder durch den Fluß schwimmen müssen. Kahn und Fährmann, wie ich höre, sind nicht da," sagte der Unbekannte, indem er gelassen die Thüre schloß.

Eleonore athmete erleichtert auf und trat in das Zimmer. Mutter Hanne, durch den preußischen Ueberfall nicht im Mindestem in ihrem Morgenschlummer gestört, schnarchte gleichtönig in der Kammer fort. Die Gräfin nahm ihren früheren Platz am Fenster wieder ein und lauschte auf den vom jenseitigen Ufer noch öfter wiederholten Ruf nach dem Fährmann, bis endlich der Rufer, keine Erwiderung findend, sich zu entfernen schien.

Der Preuße hatte sich während dessen auf der Bank im Ofenwinkel niedergelassen und die Dame schielte forschend nach ihm hinüber, in der Hoffnung, ein früher bekanntes Gesicht zu entdecken. Aber er saß dicht in seinen dunklen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Kopf vorwärts gebeugt und das Kinn auf den Säbelgriff gestützt, den er mit beiden Händen umklammerte. Diese Stellung und das Dämmerlicht des schwachen Oelflämmchens gestatteten keine weitere Untersuchung.

Jung und gefährlich schien der preußische Held indessen nicht zu sein, denn er machte keine Miene, sein tête à tête mit der schönen Frau auch nur zu einer Unterhaltung zu benutzen. Dahingegen ließ sich, nach der Haltung der Truppe ihm gegenüber, seine höhere Stellung in der Armee kaum bezweifeln, und so faßte sich denn unsere Gräfin das Herz, ihn noch einmal um seinen Schutz anzusprechen und sich einen wichtigen Rath von ihm zu erholen.

— Eine glückliche Fügung, — begann sie nach einigem Besinnen, — scheint mir die Hülfe entgegen geführt zu haben, welche ich aufzusuchen im Begriffe stand. Sie würden mich verbinden, mein Herr, wollten Sie mir die erforderlichen Schritte bezeichnen,

um von Sr. Majestät den König einen Geleitsbrief durch preußisches Gebiet zu erlangen. —

„Die Straßen in Preußen sind sicher, Madame," entgegnete der Unbekannte, „ein gehöriger Paß ist hinreichend Schutz und Geleit."

— Ich weiß es, mein Herr. Aber eben diesen mir mangelnden Paß zu ersetzen, rechne ich auf ein königliches Wort, um es diesseitigen Reclamationen gegenüber zu stellen.

„Wessen Reclamationen, Madame?"

— Mit einem Worte, mein Herr, den Ansprüchen des Grafen Fink an mich, oder meinen Sohn — —

„Seinen Sohn, Madame?"

— Allerdings. — Der Preuße schwieg. — Nun, mein Herr? fragte die Dame nach einer Pause.

„Sparen Sie sich die Mühe, Frau Gräfin", antwortete das unerschütterliche Gegenüber, die preußischen Gesetze schützen keine Frau, die ihrem Manne davonläuft."

— Mein Herr! — fuhr die Gräfin beleidigt auf.

„Ist es nicht so, Madame?" versetzte der Preuße gleichmüthig, „desto besser, wenn ich falsch verstanden habe."

— Ich bin eine Preußin, mein Herr — —

„Gewesen, Gräfin Fink, gegenwärtig sind Sie eine Sachsin. Sie müßten uns denn die Ehre erweisen, das Churfürstenthum als eine eroberte Provinz zu betrachten. Aber Preußin oder Sachsin, in diesem Falle gleichviel.

— Ich bitte um Schutz auf dem Wege zum Hause meines Vaters, eines preußischen Edelmanns, und um Sicherheit unter seinem Dache für mich und meinen Sohn, einerlei aus welchen Gründen. —

„Nicht einerlei, Madame. Ein Kind gehört seinem Vater und eine Frau unter das Dach ihres Ehemanns."

— Und wenn ihr die Ehre verbietet, unter diesem Dache zu weilen? —

„Die Ehre? eine Frau hat keine Ehre, Madame."

— Unverschämt! rief die Gräfin in höchster Entrüstung. Der Preuße versetzte desto gelassener:

„Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin; was Ehre ist, wissen nur Männer, denn sie allein wissen für sie einzustehen. Bei den Weibern heißt das Ding anders."

— Und wie heißt es, wenn ich fragen darf? —

„Es heißt Keuschheit und Treue, Madame."

— Und welche Genugthuung soll aus diesem

Quiproquo für eine beleidigte Frau deducirt werden? — Herr? —

„Die Genugthuung der übereinstimmenden Pflicht. Denn gleichwie der Mann von Ehre seinen Posten nicht verlassen darf, — wie, zum Exempel, ich den meinigen nicht verlassen dürfte, bis der Wachtmeister Lehmann mich ablöst, — gleicherweise verpflichtet die Treue auch die Frau auf dem ihrigen Stand zu halten."

— Und was nennen Sie den Posten der Frau, mein Herr?

„Allemal das Haus, in welchem ihre Kinder erzogen werden müssen."

— Wenn sie aber auf diesem Posten beleidigt worden ist? —

„Mag sie Hand über Herz legen und kein Geschrei erheben. Ein jeder Wachedienst hat seine Last."

— Eine bequeme Moral für Männer, die ihre Beleidungen rächen dürfen. —

„Au contraire, Madame, eine bequeme Moral für Weiber, die sie nicht zu rächen brauchen; eventualiter die sich auf einen Vertheidiger zu berufen pflegen."

— Ganz gut, wenn der berufene Vertheidiger nicht zugleich der Beleidiger ist.

„Ein Mann, der seine Frau beleidigt, ist ein Poltron, Madame, und hat alle Chancen, ein Pantoffelheld zu werden. Zu seinem Nutz und Frommen versteht sich durch und durch eine raisonnable Frau. Möge sie denn in Gottes Namen die Hosen anziehen an seiner Statt und weder er, noch sie und ihre Schutzbefohlenen werden sich zu beklagen haben."

Die Gräfin drückte ihr erröthendes Gesicht gegen die Scheiben; ihr Herz klopfte vor Unwillen. Wer war dieser Mann, der eine solche Sprache gegen sie zu führen wagte und der so unbeweglich in sich gekrümmt in jenem Winkel saß? Sie hätte dem höhnenden Grobian die Thür weisen mögen und fühlte sich doch eigenthümlicher Weise durch ihn imponirt.

— Ich sehe, — nahm sie nach einer Pause noch einmal das Wort, — daß ich die gewünschte Auskunft von Ihnen nicht zu gewärtigen habe. —

„Wenn Sie eine andere gewärtigen als die ich gegeben: nein, Madame."

— So werde ich mich ohne dieselbe an einen Höheren wenden. —

„Versuchen Sie Ihr Heil, Madame."

Unsere bitter enttäuschte Heldin versank in die beängstigendsten Grübeleien. Sonnenaufgang war

nahe. Was sollte sie beginnen, wenn der ungeschliffene Soldat im Ofenwinkel Recht hatte, der König sie nicht schützte, den Grund einer Scheidung, einer Trennung mindestens, nicht anerkannte, den Sohn dem Vater zusprach, die Gattin den Reclamationen des Gatten überlieferte?

Unter so qualvollen Erörterungen mochten Stunden vergangen sein; der seltsame Wächter hatte keine Muskel geregt, in unverändert gebeugter Haltung schien er in Schlummer gesunken. Kaum aber dämmerte der erste Morgenschimmer, so erwachte er, oder belebte sich. Er ließ seine Uhr repetiren. Sechs Schläge. Ohne Gruß und Blick ging er aus dem Zimmer. Die Gräfin sah ihn der Mannschaft entgegenschreiten, die gleich einer Mauer zum Schutz um die arme Hütte gereiht stand und vor ihm in schweigender Ehrfurcht salutirte.

— Wer ist dieser Mann? — fragte sich Eleonore von Neuem. Ein jäher Blitz durchzuckte ihr Hirn. — Herr, mein Heiland! — rief sie aufspringend, — Herr, mein Heiland! sollte es — — ? Aber nein, es ist unmöglich! — Seine Züge konnte sie auch jetzt nicht unterscheiden in dem grauen Novembernebel, unter dem eingedrückten Hut, dem in die Höhe gezo-

genen Kragen des Mantels. Aber diese kleine, fast dürftige Gestalt, diese nachläſſige Kleidung und Haltung, dieſer unelaſtiſche Gang, der kurze, ungewählte Ton, — nein, nein, ſo täuſcht kein Ideal: ſo ſah, ſo ſchritt, ſo ſprach nicht der Held, der Dichter, der geiſtreichſte Mann des Jahrhunderts.

Sie öffnete das Fenſter, bog ſich hinaus und folgte mit immer lauter klopfendem Herzen ſeinen Bewegungen, als er den Berg bis zur halben Höhe hinanſtieg und durch ein Fernrohr die Gegend nach allen Seiten überblickte. Der Nebel ſenkte ſich nach und nach, ein Piket ſprengte die Schlucht hinab an ihn heran. Eine kurze Meldung des führenden Offiziers und der Unbekannte wendete ſich raſch beweglich, ein veränderter Mann, nach dem Hauſe zurück. Iſt er gewachſen in den wenigen Minuten? Welches Federwerk hat Nerv und Muskel geſpannt? — Wer iſt dieſer Mann? — fragte Eleonore ſchier entſetzt, und ſah ihn plötzlich Auge in Auge ſich gegenüber.

„Die Ablöſung naht, Madame," redete er ſie an. „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich meinen Poſten treulich gehütet habe. Thun Sie desgleichen, Gräfin Fink. Sie ſollen in der Kürze auf demſelben viſitirt werden.

Er reichte ihr nach diesen Worten mit einem herzgewinnenden Lächeln und mit einer Bewegung von so unnachahmlich einfacher Hoheit die Hand, daß unsere Heldin unwillkürlich erzitterte und sich bis zur Erde verneigte.

— Darf ich nicht wissen, mein Herr, — stammelte sie schüchtern, — nicht wissen, wem ich die Ehre dieser Aussicht, wem ich so ritterlichen Rath und Schutz zu danken habe? —

„Einem Preußen, Madame, und einem Freunde Ihres braven Vaters," antwortete der Offizier. „Es ist ein kräftiges Mark in dem alten Stamme Looß. Sorgen Sie dafür, daß das letzte Reis in fremdem Boden unentartet Wurzel schlage. Auch die Treue hat ihr Heldenthum wie die Ehre, junge Frau, und vielleicht sind es nicht die schwersten Kämpfe, die mit dem Schwert in der Hand zum Austrag kommen. „Zum Ehestand gehört mehr Herz als in die Schlacht zu ziehen," hat eine Königin gesagt, die freilich nur bewiesen, daß sie keins besaß."

Er wendete sich nach dieser Rede der Thüre zu, Eleonore folgte ihm in unaussprechlicher Bewegung.

— O Gott, Sie gehen! — rief sie unter hervor-

brechenden Thränen, — Alles verläßt mich, was soll ich thun? —

„Stand halten, Haus halten, Ihr Haus halten, Gräfin Fink," versetzte zurückkehrend der Preuße. „Einst lautete der Ehrenspruch einer Frau: „Casta vixit, lanam fecit, domum servavit", das heißt auf deutsch — —

— Ich weiß, was es heißt, — fiel die Dame unter Thränen lächelnd ein, — aber wir sind keine Römerinnen. —

Schlimm genug, Madame, denn wir brauchen wieder Römer," sagte der Preuße, indem er die Hütte verließ.

Er bestieg das bereit gehaltene Pferd und ritt die Anhöhe hinauf, gefolgt von der wachthabenden Truppe. Die aufsteigende Sonne vergoldete die klirrenden Waffen; der Berg, die Schlucht, die ganze Gegend schienen wie mit Zauberschlag lebendig geworden. Unsere Heldin sah mit Staunen, daß sie die Nacht an der Spitze einer Armee zugebracht!

In demselben Augenblicke bog der alte Diener, von der Wasserseite kommend, um die Ecke des Hauses.

— Kennst du diesen Preußen, Lehmann? — rief ihm die Gräfin in athemloser Spannung entgegen.

„Welchen Preußen, Frau Gräfin? Sie sind alle da, alle!“ entgegnete der Veteran trunken, ja taumelnd in einem Freudenrausch.

— Den, der da oben reitet, Lehmann. —

„Die Sonne blendet mich, Frau Gräfin, aber sie sind alle da, alle!“

Alle? — — auch der König? —

„Seine Majestät commandiren die Vorhut, wie man sagt.“

— Lehmann, — sahst du ihn? —

„Und ob! Im Feuer von Molwitz zum letzten Mal.“

— Ich meine heute. —

„Ich mußte ja die Batterien da oben auf die Berge führen. Links über uns, da stehen sie. Hurrah, hurrah! Nun pfeift der Wind aus preußischem Loche!

— Aber dieser Mann, Lehmann — —

„Welcher Mann, Frau Gräfin!“

— Der diese Nacht hier vor der Hütte mit dir gesprochen. —

„Die Nacht war schwarz wie ein Bärenfell, nicht die Hand vor den Augen — —

— Lehmann — Lehmann, — dieser Mann war — — Ehe sie den großen Namen genannt, machte eine Salve von der Höhe Haus und Thal erbeben.

— Herr mein Heiland, was ist das? rief die Gräfin starr vor Schreck, der Veteran aber jubilirte:

„Das sind die Preußen, das ist der König! Nun fahre hin, Hildburgshausen und Franzosenbrut: König Friedrich ist da, Fridericus Rex, hurrah!"

— Einen Kahn, Lehmann, schaffe einen Kahn! — unterbrach ihn seine Herrin, in unsäglicher Angst, — hinüber, auf der Stelle hinüber!

„Na, was sollen wir denn drüben, wenn die Preußen hüben sind?" fragte Lehmann verwundert.

— Mein Kind, mein Kind! —

„Und wie sollen wir denn hinüber kommen, wenn die Kugeln so mir nichts, dir nichts über das Wasser pfeifen?"

— Aber ich muß hinüber, ich muß! Mein Leo in Gefahr, mein Leo ohne Schutz! Komm, Lehmann, wir gehen durch die Stadt. —

„Unserem Grafen rectamente in's Garn? Na, warum sind wir denn da erst echappirt? Die Preußen haben sich zwischen uns geschoben, von einer Verfolgung — —"

— Was frage ich nach dem Grafen, was frage ich nach Verfolgung und Ehre, mein Kind, mein Kind!

„Und hören Sie denn nicht diese Flintensalven,

gnädige Gräfin? Wir nehmen die Stadt mit stürmender Hand. Nur erst die Windbeutel proper hinausgefegt, dann 'nüber und fort nach Ganditten! Sehn Sie doch, wie die Kugeln alle links nach der Brückenseite fliegen! Unser Leochen sitzt drüben wie in Abrahams Schooß, und wir desgleichen unter dem vorspringenden Berge."

Die Dame mußte sich überzeugen, daß ihr alter Diener im Rechte, und daß Geduld haben und warten der einzige Rath sei, den sie sich selber zu geben vermöge. Aber was waren das für Stunden der Spannung und der Todesqual, die sie zu durchleben hatte! Händeringend ging sie aus der Hütte in's Freie und aus dem Freien in die Hütte. Das Geschützfeuer von oben, Flintensalven vom Thore her drängten sich von Sekunde zu Sekunde.

Das Getös erweckte auch endlich Mutter Hannen aus ihrem Morgenschlummer, doch nahm sie es kaltblütiger als ihre unfreiwilligen Gäste, so gewohnt war sie bereits der preußischen Jachtereien geworden. Sie schäfferte unbekümmert im Hause hin und her. „Wo nur der Adam steckt?" war der einzige Ausdruck ihrer Gemüthsbewegung.

Die Gräfin hatte ihren alten Platz am Fenster

wieder eingenommen mit jener Ruhe, welche das eiserne Wörtchen „Noth“ auch dem Bedrängtesten schließlich einzuflößen versteht. Aber das Abenteuer, dessen sie sich so kühn unterfangen, das sie so leicht ausführbar gewähnt, in welchem zweifelhaften Lichte erschien es ihr jetzt! Die Mahnung vor der Gefahr hatte sie überhört, jetzt in der Gefahr mußte sie fühlen, was es heißt, seinen Posten verlassen. Stolz und Vorwurf rangen in ihrer Brust, Rathlosigkeit lehrte sie Unterwerfung. Was konnte, was durfte sie thun? Der ewige Zuchtmeister da Oben, was war sein Wille, sein Gebot? sie faltete ihre Hände und flehte inbrünstig: „Anwalt der Schwachen, lehre mich wollen was stark macht, Herr und Vater, schütze, behüte mein Kind.“

Stimmen vor dem Hause unterbrachen ihre fromme Erhebung. Ehren Adam war von der Stadtseite her zurückgekehrt und der alte Wachtmeister, welchem unter dem Donner der Kanonen von der Höhe, dem Trommelwirbel und Gewehrfeuer von dem Thore her, das Herz im Leibe vor Ungeduld kaum weniger zitterte als seiner schwer beängstigten Gebieterin, quästionirte ihn in so polternder Hast, daß der gleichmüthige Fischer, das glückliche Vor- und Ebenbild seiner Ehe-

hälfte, gar nicht zu Worte gelangen konnte, auf die sich überstürzende Neugierde Bescheid zu geben.

Jetzt aber schnitt die Gräfin alle Fragen und Erkundigungen mit einem Zuge ab, indem sie hastig auf die Gruppe zutrat und unter allen Umständen an das jenseitige Ufer gerudert zu werden verlangte. Sie stellte die großmüthigste Belohnung in Aussicht, der Alte antwortete nur mit einem gelassenen Kopfschütteln.

— Es ist ja keine Gefahr, lieber Adam, — bat die Dame, — Ihr seht, die Geschütze sind nach der Brückenseite gerichtet. —

„Geht nicht, Gnädige — antwortete der Alte, — geht nicht! der Kahn" — —

„Herr Jemine, Adam, wo hast du denn deinen Kahn?" fiel ihm Mutter Hanne in die Rede.

„Am Brückenthore angebunden, Hanne."

„Aber warum denn, Adam?"

„Weil die Kugeln wie Hagel in's Wasser schmeißen, Hanne!"

„Aber wie hast du denn runter kommen können ohne Kahn, Adam?"

„Am Berge, zwischen den Häusern hingeduckt, Hanne."

— So schafft einen andern Kahn, — flehte die

Gräfin, — habt Erbarmen, lieber Adam, — drüben mein Kind, mein armes Kind! —

„Geht nicht, Gnädige, wahr und wahrhaftig, geht nicht, so lange das Feuern über der Vorstadt anhält."

Noch einmal mußte sich die unglückliche Gräfin in Geduld fassen, an das Fensterchen setzen und den Blick nach ihrem Schlosse richten, oder dem Laufe der Kugeln folgen, die über die Häuser der Vorstadt hinwegsausten. Auch ihr Haus war dort bedroht, ihre Dienerschaft, ihr Gemahl waren es und die junge Frau spürte an dem ängstlichen Klopfen ihres Herzens, daß ein siebenjähriges Band nicht so gleichgültig gelöst werde, wie sie noch vor wenigen Stunden gewähnt. In dieser vielseitigen Aufregung hörte sie nur mit halbem Ohr auf des alten Fischers knappe Mittheilungen über den Zustand in der Stadt. Die Garnison ist schon zum Ausrücken auf dem Marktplatze versammelt, als die feindlichen Kanonen so unerwartet über ihren Häuptern erdröhnen. Die Preußen suchen durch das östliche und südliche Thor in die Stadt zu dringen, die Besatzung will den Eintritt wehren, bis sie selber sich über die Brücke zurückgezogen und mit der jenseitigen Armee vereinigt hat. Aber schon sind die Thore genommen, eine Schaar

Oestreicher ist zu Gefangenen gemacht, nur an der Brücke halten französische Grenadiere noch tapfere Gegenwehr.

— Wer commandirt die Franzosen am Brückenthor? — fragt die Gräfin, in banger Ahnung von ihrem Sitze in die Höhe springend.

„Der Herzog aus dem polnischen Hause, Gnädige," antwortete der Fischer.

Leichenbläße auf dem Gesicht sank Eleonore auf ihren Stuhl zurück. Auch er! Und sie allein, losgerissen von Freund und Feind, von Haus und Kind.

„Die Brücke brennt!" riefen die drei Stimmen draußen wie aus einem Munde, und in demselben Moment erdröhnte Kanonendonner von den jenseitigen Höhen. Die Besatzung mußte demnach glücklich hinübergekommen sein, die Brücke angezündet haben und durch das Feuern die Preußen von der Verfolgung des Feindes und dem Löschen des Brandes abzuhalten suchen.

Eleonore stieg die Leiter hinan, welche auf den Boden des Häuschens führte und beobachtete aus einer Dachluke das jähe Umsichgreifen der Flammen. Das Feuern ließ nach; die Feinde hatten sich gesammelt und zogen weiter. Sie konnten sich stromab nach der Seite des Gutes wenden, vielleicht waren

sie schon drüben; drüben bei ihrem vielbedrohten, verlassenen Kind. Verlassen, verlassen von seiner Mutter. Jetzt mußte sie hinüber um jeden Preis. Sie flehte von Neuem händeringend, unter heftigem Schluchzen.

— O nur einen Kahn! — rief sie, — Adam, nur einen Kahn. Lehmann rudert mich hinüber. Es bringt Euch keine Gefahr, Adam, nur einen Kahn. —

Der Alte kratzte sich eine Weile nachgrübelnd im Kopfe. Die trostlose Dame dauerte ihn. Endlich hatte er einen Ausweg gefunden. Sein Kahn lag zu nahe dem Brückenthore, den konnte er nicht schaffen. Aber beim letzten Hause der Vorstadt hatte ein anderer Meister sein Fahrzeug angebunden. Wenn die Gräfin sich traute die Strecke dahin zurück zu gehen, wollte er sie wohl hinübersetzen. Die Straße, man konnte sie aus der Dachluke überblicken, war menschenleer, der Fluß an jener Stelle schmal, da eine kleine Insel, — bei dem niedrigen Wasserstande jedoch mit dem jenseitigen Ufer durch eine Sanddühne verbunden, — das Bett verengte. Freilich der Weg von der Insel nach dem Schlosse schlug einen gewaltigen Bogen, die Fährnisse auf demselben ließen sich nicht im Voraus berechnen.

— Ich wage den Weg! — rief die Gräfin entschlossen, und in wenigen Augenblicken waren alle Drei auf der Straße nach der Vorstadt; die Gräfin voran mit beflügelten Schritten, die beiden Alten vermochten nur keuchend zu folgen.

Unbehindert erreichten sie das letzte Haus der kleinen Insel gegenüber, deren dichte Baumgruppen noch nicht ihres herbstlichen Blätterschmuckes beraubt waren. Die Vorstadt ließ nichts von dem Tumulte ahnen, der die innere Stadt erfüllte. Die Bewohner hielten sich ängstlich in ihren Häusern verborgen, froh genug, daß die Kugeln vom Berge, ohne zu zünden, über denselben hinweggeflogen waren und daß die Preußen sämmtlich nach der Brückenseite drängten.

Der Kahn wurde ohne Umstände losgebunden; Meister Adam saß am Ruder, die Dame und ihr Diener stiegen ein. Im Augenblicke des Abstoßens bemerkte Eleonore auf einem Felsenvorsprunge, halb von der den Berg hinankletternden Häuserreihe verdeckt, unmittelbar sich gegenüber und deutlich erkennbar ein preußisches Detachement in gemessener Entfernung von einem Führer, der durch ein Fernglas den Brand der Brücke beobachtete.

Dieser Führer, sie täuschte sich nicht, — es war

der kleine Mann im blauen Reitermantel und dreikämpigen Hut, ihr geheimnißvoller Rather und Wächter von dieser Nacht! Jetzt im vollen Tageslichte, den Kopf zum Gebrauche des Glases ein wenig gehoben, konnte sie seine Züge unterscheiden, sie unterdrückte einen Schrei, um den der Gruppe den Rücken kehrenden Schiffer nicht stutzig zu machen; die Hände über der Brust gefaltet, neigte sie mit einer demüthigen Geberde nur leise den Kopf und bebte freudig zusammen, als sie zum Gegengruß eine freundliche Handbewegung gewahrte, ähnlich der, welche sie heute Morgen mit einer electrischen Ahnung durchzuckt.

In einiger Entfernung loderte die Brücke und sprühte Funken über das ruhig dahin gleitende Wasser. Hin und wieder tönte noch ein Kanonenschlag, ohne Fährniß aber landete man an der kleinen, buschigen Insel. Der Kahn lenkte zurück. Eleonore bahnte sich mit der Hast des gescheuchten Wildes einen Weg durch das dichte Weidengestrüpp, gefolgt von dem Diener gleich ihrem Schatten.

Plötzlich, etwa in der Mitte der Insel, bleibt sie stehen, regungslos wie in den Boden gewurzelt. Welche Begegnung! Kaum zehn Schritte entfernt, lagert unter einem Erlenbusche, gleichfalls den Brand der

Brücke beobachtend, ein französisches Piket und sein Führer ist — der Herzog von Crillon!

So stehen ihre Helden, Freund und Feind, sich auf Schussesweite gegenüber und Eleonore hat keine Zeit sich über den Eindruck dieser neuen Begegnung klar zu werden, ob es Freude, Schrecken oder Angst ist, was das Blut zu ihrem Herzen treibt. Noch viel weniger hat sie Muße, sich zu fragen, wie unter diesen spähenden Blicken ihr kleines Fahrzeug unbemerkt und ungefährdet hatte landen können? oder gar sich die Antwort zu geben, daß über den dichten Weidensaum hinweg wohl die hochgewölbte Brücke und die gegenüberliegende Höhe, nicht aber der schmale Fluß mit seinem flachen Uferrande zu überschauen war, und daß der Lärm von der Stadtseite her den leisen Ruderschlag gedeckt. Alles das sagt Eleonore sich nicht, denn sie lauscht in athemloser Spannung auf einen Anschlag, der Höheres, als ihr Leben ist, bedroht. „Ich komme, den Herrn Herzog zu fragen," diese Worte hörte sie einen jungen französischen Scharfschützen mit leidenschaftlichen Bewegungen an den Herzog richten, „ob ich den preußischen General niederschießen darf, der hinter den gegenüberliegenden Häusern den Brand der Brücke re-

cognoscirt. Er ist in unserer Gewalt und nach seinen Bewegungen, wie nach der Ehrerbietung, welche seine Umgebungen ihm erweisen, kein Geringerer als der König selbst."

— Der König! — ruft Eleonore, in tödtlicher Angst aus dem Gebüsche hervor und zu des Herzogs Füßen niederstürzend, — schonen Sie, retten Sie den König! —

Herr von Crillon war vom Boden aufgesprungen und hatte einen raschen Blick nach dem jenseitigen Ufer hinübergeworfen. „Beruhigen Sie sich, Madame," sagte er jetzt, indem er sie vom Boden in die Höhe zog, „Ihr König ist nicht in Gefahr."

Und sich mit strengem Ansehen gegen den melden-den Offizier zurückwendend, setzte er hinzu:

„Lieutenant Brünet, Sie sind auf diesen Posten gestellt, um die Bewegungen des Feindes gegen den Brückenübergang zu beobachten; nicht aber, um einen recognoscirenden General meuchelmörderisch zu erschießen. Am wenigsten, wenn Sie in demselben die geheiligte Person eines Monarchen vermuthen sollten, der selber als Feind noch Anspruch auf unsere Ehrfurcht hat. Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Lieutenant Brünet."

Er nahm nach diesen Worten den Arm der tief

erschütterten Frau, welche mit schlagendem Herzen und begeistertem Blick dieser ritterlichen Entscheidung gelauscht. „Eleonore," sagte er, nachdem er einige Schritte schweigend an ihrer Seite gegangen und vor den Blicken seiner Begleiter durch das Gebüsch gedeckt war, „Eleonore, ich ahne, was Sie in dieser Nacht gelitten und ich weiß, warum Sie es gelitten. Aber Ihr Leid wird gesühnt und die Beleidigung gerächt werden."

— O, nicht diese Erinnerungen, Herr Herzog, rief die Gräfin rasch und bewegt. Ein großer Moment hat Leid und Beleidigung getilgt. Hochherziger Mann, was Sie in diesem Augenblicke gethan, wiegt schwerer als zehn gewonnene Schlachten.

Herr von Crillon maß die Sprecherin mit einem Blicke vorwurfsvollen Stolzes. „Madame," begnügte er sich ihr zu entgegnen, „mein Ahnherr hieß Louis Berton von Crillon!"

— Der Schild der Ehre, — im Enkel ungebrochen! sagte die Gräfin. Er schirmt ein Heldenleben und in dem Herzen eines irrenden Weibes hat er den Muth der Tugend, den Glauben an Menschenhoheit wieder entzündet. Das Kleine schwindet im Schatten großer Seelen. —

Sie zog ihren Arm aus dem seinen und wollte vorwärts eilen. Er hielt ihre Hand zurück. „Sie fliehen, Eleonore?" fragte er, „wohin gehen Sie?"

— In mein Haus, — antwortete sie, — zu meinem Sohn, ihn nach dem Vorbilde edler Männer zu erziehen. —

„Schönes, angebetetes Weib!" rief Herr von Crillon mit strahlendem Blick, indem er ihre Hände an sein Herz drückte. „Der Dienst des Soldaten bindet mich in dieser Stunde. Ja, kehren Sie zurück in Ihr Haus, aber erinnern Sie sich, — und ich bürge Ihnen dafür, daß Sie es unbehelligt von lästigen Ansprüchen werden thun dürfen, — erinnern Sie sich an einen Freund, dessen theuerstes Glück es sein wird, Sie zu verehren und zu schützen. Wir werden uns wiedersehen, Eleonore."

— Niemals, niemals, Herr Herzog! — entgegnete die Gräfin. — Die Erinnerung an dieses Begegnen wird meine Sterbestunde freudig machen, — aber lassen Sie uns niemals, niemals wiedersehen. —

Sie riß sich los und floh mit bebenden Schritten über die Dühne. Am jenseitigen Ufer hielt sie an und blickte noch einmal zurück nach der Stätte einer geheiligten Erfahrung. Der Felsenvorsprung ihr gegen-

über war von den Preußen verlassen, der Herzog stand noch unbeweglich an der Stelle, wo sie von ihm geschieden.

Vogelleicht, mit hochgerötheten Wangen und strahlenden Auges schwebte sie nun über die Wiesen, den nachkeuchenden Diener weit hinter sich zurücklassend. Kein Menschentritt störte sie, so nahe dem wildesten Getümmel; ein Strom heiligender Begeisterung wogte durch ihre Brust; sie hätte es in die Lüfte hinausjubeln mögen: „die Ahnungen meiner Jugend sind wahr geworden, ich habe einem Helden und einem Ritter Auge in Auge geblickt!“

In der Nähe des Dorfes bog sie von der Fahrstraße ab und gelangte durch wüstliegende Gärten zu den Terrassen, die vom Flusse zu ihrem Schlosse hinaufführen. Ohne Athem zu schöpfen, eilte sie die Treppen hinan, drängte sonder Gruß noch Laut durch die in banger Unruhe versammelten Leute ihres Hofes und Hauses bis zu dem Zimmer, aus welchem ihr Knabe ihr fröhlich entgegensprang. Sie stürzte vor ihm nieder, preßte ihn in ihre Arme und hielt ihn lange unter strömenden Thränen an ihrem Herzen.

— Mein Kind, mein Leo! — rief sie endlich,

— vor dir will ich Wache halten und meinen Posten nicht verlassen, so wahr mir Gott helfe! —

Sollen wir hier schließen, die Versuchung von uns weisen, als Nachtrag zu erzählen, ob, wann und von wem unsere Heldin auf ihrem Posten visitirt ward? Wir bitten noch um eine kleine Geduld, auf den Vorwurf hin, gegen eine gute Regel zu verstoßen und in den Fehler unseres würdigen Pfarrherrn zu verfallen, der sich gleicherweise schwer entschließen konnte, das Buch im rechten Augenblicke zuzuklappen.

Dieser vortreffliche Mann war es, dessen Räuspern die junge Frau aus ihrer Extase erweckte. Er war der Dame in ihr Zimmer gefolgt, sein Herz brannte nach der Lösung des Räthsels, das ihn seit dieser Nacht, wo der Graf seine Gemahlin vergeblich auf dem Schlosse und selbst im Pfarrhause gesucht, so unaussprechlich, ja mehr noch als die preußischen Kanonen gegenüber beängstigte. Er hatte schon lange unbemerkt hinter der Dame gestanden, als diese sich endlich von ihren Knieen erhob und, ihm beide Hände entgegenreichend, zwischen ihren Thränen lächelnd sagte:

— Es ist Reformationstag heute, mein Freund, und ich gelobe Ihnen, eine brave Frau zu werden. —

Sie hatte darauf eine Unterredung mit ihm, oder eigentlicher eine Beichte vor ihm, in welcher keine Falte ihres Herzens verborgen blieb. Er hörte sie an ohne Erwiderung, aber mit beredtsamen Thränen, und kam zum Schlusse mit ihr überein, noch heute der Friedensunterhändler zwischen ihr und ihrem Gemahl zu werden.

„O, wenn Sie diese Nacht seine Angst gesehen hätten, Gnädigste," sagte er, nach seiner Weise zur Sühne redend, „seine Reue und Qual, einen Stein in der Erde hätte es erbarmen mögen."

Die junge Frau zuckte die Achseln. Sie zweifelte nicht daran, daß er ihretwegen in Sorge gewesen, sie wußte ja wohl, er hatte kein Kieselherz, ihr heiterer flottlebiger Gemahl. O, wenn er doch etwas von einem Kiesel in sich getragen, wenn er doch Funken hätte sprühen können, sobald ein Stahl ihn berührt!

Am selbigen Nachmittage sehen wir den guten Herrn Magister in dem nämlichen Aufzuge, in dem wir gestern seine Bekanntschaft gemacht, in Schuhen und Sergemäntelchen, Hut und Parapluie unter dem Arm, in Ehren Adams glücklich wieder an seinem gewohnten Ankerplatze ruhenden Kahne nach der Stadt hinüber rudern, in welcher die Preußen seit Morgens

unbehelligt hausten. Seinen Herrn Patron fand er im polnischen Hause inzwischen nicht, er war im Gefolge der Franzosen von dannen gezogen.

Am andern Morgen stand der alte Herr schon wieder zu einer Fußtour gerüstet. Direct im Lager der verbündeten Armeen, das kaum zwei Wegstündchen vom Gute aufgeschlagen war, gedachte er Erkundigungen über den Verbleib seines gnädigen Herrn einzuziehen und nebenbei eine delicate, seelsorgerische Mission auf eigene Verantwortung bei dem ritterlichen, französischen Herzog zu erfüllen. Indessen noch ehe er das Dorf überschritten hatte, stellte zum Schutze des Schlosses auf höheren Befehl eine französische Sauvegarde sich ein und wurde er durch ein Billet seines Herrn Patrons unterrichtet, daß selbiger, von der glücklichen Heimkehr seiner Frau Gemahlin avertirt, eine Geschäftsreise nach seinen Thüringischen Gütern unternommen habe. Schweigend wechselte der geistliche Herr einen Blick des Einverständnisses mit der errethenden Gräfin und legte die Ansprache zu den Akten, die er in der Stille der Nacht in französischen Lettern zusammengebaut. Er ahnte nicht, der brave Sachse, daß der fremde Herr ihn allenfalls noch leichter in seinem heimischen Deutsch verstanden haben würde.

Die Sauvegarde that Noth; denn die nächstfolgenden Tage waren sturm- und drangvoll für die unglückliche Gegend. Franzosen und Reichsvölker hausten und plünderten in ihr um die Wette, die Verlegenheit der entblösten Bauern war unaussprechlich.

Gräfin Eleonore hatte keine Ruhe, sich mit ihrem eignen Schicksale zu beschäftigen. Ihrer selbstauferlegten Ordre getreu stand sie Tag und Nacht auf ihrem Posten: anordnend, aushelfend, Rath und Beistand spendend, die Hungernden speisend, die Nackten kleidend, die Obdachlosen beherbergend, den Uebermuth bändigend, entschlossen wie ein Mann. Mehr als einmal hörte man stundenlangen Kanonendonner gegen die noch immer von den Preußen besetzte Stadt, man fühlte sich mitten im Kriegsgetümmel und ahnte einen nahen, entscheidenden Zusammenstoß. Nach einigen Tagen sahen sich die ausgeplünderten Dörfer eine kurze Weile befreit, indem die verbündeten Lager einige Stunden weiter nach Westen vorgeschoben wurden. Die Preußen dahingegen schlugen eine Brücke über den Fluß und sammelten sich auf dem jenseitigen Ufer. Eleonore beobachtete von dem Thurme ihres Schlosses den Uebergang des Königs unfern dem Platze, an welchen sich eine so denkwürdige Er-

innerung für sie knüpfte; sie erwartete mit Spannung die Ankunft heimischer Gäste. Aber der König wendete sich, die Uferhöhe zwischen den Weinbergen durchschneidend, — ein Punkt der noch heute den Namen des Preußengäßchens führt, — der Richtung des Guts entgegengesetzt, westlich den feindlichen Lagern zu und so folgten denn nach der außerordentlichen Aufregung zwei Tage verhältnißmäßiger Stille, welche der Gräfin einen prüfenden Blick in ihre innere, wie äußere Lage gestatteten.

Sie hatte die erste Probe ihrer Tüchtigkeit abgelegt und fühlte ihre Kräfte einer Aufgabe gewachsen, die ihr Noth nicht nur, sondern auch wohl that; ein freudiger Muth durchleuchtete ihr ganzes Wesen.

Fünf Tage waren seit ihrer Heimkehr verflossen, als man in der Mittagsstunde des fünften November anhaltendes Feuern in abendlicher Richtung vernahm und sich die Kunde eines Entscheidungskampfes verbreitete, wie seltsamer Weise häufig in verhängnißvollen Krisen, noch ehe ein solcher zum Austrag gekommen war. Der alte preußische Wachtmeister, der in den Tagen zögernder Ungewißheit stumm und kopfhängerisch einhergeschlichen, vermochte nicht länger seiner Unruhe zu widerstehn; die Knechte des Hofes

folgten ihm zu Pferde in der Richtung des Schalles, die Bauern strömten zu Fuße über die wüstliegenden Felder.

Gräfin Eleonore harrte ihrer Heimkehr in unsäglicher Aufregung. Ihr König und Held, ihr Ritter und Freund standen sich gegenüber zwischen Sieg und Gefahr. Daneben ihr Kind, Haus und Hof, ihr Gemahl — wohin sollte sie sich wenden mit ihrem Hoffen und Sorgen? Wohl uns, daß das arme gebrechliche Menschenhirn critische Momente selten nach eigener Wahl zu entscheiden hat, daß eine unberechenbare Macht den Ausschlag giebt und wir uns schließlich bei gutem Willen auch meist mit gutem Glück in das Unvorhergesehene, ja in das Widerstrebenste fügen lernen.

Der Nachmittag war schon vorgerückt, als plötzlich der verschwundene Gemahl mit triumphirender Miene in den Hof sprengte. „In diesem Augenblicke ist alles entschieden!“ rief er im Eintreten, der Gräfin die Hand küssend, so unbefangen, als ob zwischen ihnen beiden eine Störung nicht zu erwähnen wäre. Eleonoren versagte die Stimme, sie klammerte sich bebend an die Lehne ihres Sessels und ihr unzertrennlicher Begleiter, der gute Magister, mußte die Frage

von ihren Lippen nehmen, zu welcher ihre Bruſt nach Athem rang.

— Eine Bataille, gnädiger Herr? — forſchte er, ſelber in zitternder Spannung, — und welche Partei hat obtinirt? —

„Welcher Zweifel, mein Beſter?“ antwortete achſelzuckend der ſächſiſche Cavalier. „Dieſe elende Hand voll Preußen, in meinem Angeſichte brachen ſie ihr Lager ab; wie eine Theaterdecoration, parole d'honneur! Das verſteht ſie, die Potsdamer Wachtparade! Für dieſen Winter, für immer will's Gott, wird er uns in Ruhe laſſen der großhänſige Störenfried!“

Die Preußin ſtand wie vernichtet, kaum hatte ſie Kraft, des ſiegestrunkenen Eheherrn zärtlich ſchmeichelnde Annäherung abzuwehren. Der geiſtliche Freund kam ihrer Pein erbarmend mit einer bedenklichen Einſchaltung zu Hülfe. — Der Herr Graf, — fragte er, — ſich zwiſchen beide ſchiebend, — der Herr Graf, trügte mein Ohr mich nicht, waren Augenzeuge der Schlacht? —

„Augenzeuge? nicht ſo eigentlich, Verehrteſter,“ verſetzte der Graf. „Und eine Schlacht? Nun, wenn Sie es ſo nennen wollen, ich nenne es Schach und Matt. Ueber Freiburg von unſern Thüringiſchen

Gütern kommend, — eine Geschäftsreise unaufschieblich, liebes Lorchen. Indessen freue ich mich des Zufalls, der mir diese artige Kleinigkeit in die Hände spielte."

Eleonore setzte das Schmuckkästchen, das er ihr mit diesen Worten überreichte, uneröffnet bei Seite und erwiderte durch einen Dankesblick die gefällige Neugier ihres Freundes, mit welcher er noch einmal ihr eine Frist zur Sammlung bereitete.

— Von Ihren Thüringischen Gütern kommend, Gnädigster — —?

„Sah ich des Hildburgshausen Disposition gen Nord und Süd. Endlich zur That entschlossen, dieser Soubise. In drei Colonnen, auf vier Meilen Distance sie den Fluß passiren lassen, wahrhaftig, es klänge unerhört, säßen sie jetzt nicht dafür wie die Maus in der Falle. Revanche für Pirna, hahaha!

— Indessen, mein Herr Graf, dieses anhaltende Feuern — —

„Das Feuern begann erst, nachdem mir beide Lager außer Sicht. Der Garaus, den man ihnen macht; tant pis, wenn sie sich zur Wehre gesetzt. Aber, liebste Eleonore — —"

— Eine Muthmaßung demnach, lediglich, hochzu-

verehrender Herr Graf, ein Schluß a priori, so zu sagen, von wegen des Schach und Matt! —

„Eine Nothwendigkeit, mein Bester, eine Naturnothwendigkeit geradezu. Eine französische Armee, eine vierfältige Uebermacht und diese miserablen Trümmer! Hätten Sie ihre Klemme gesehen zwischen Geisel und Janusrücken — — Aber Sie haben böse Tage zu überstehen gehabt, Theuerste, — Gottlob, daß sie hinter uns liegen; nach der heutigen Affaire wird unser vielgeliebter Herr nicht zögern, zurückzukehren und morgen schon vielleicht, denke ich, daß auch wir zu einem fröhlichen Winter nach Dresden aufbrechen können."

Gräfin Eleonore hatte allmälig Spannung und leidige Erinnerungen zu bannen und sich zu einem Entschlusse zu fassen gewußt. — Nach Dresden aufbrechen? — wendete sie mit äußerer Ruhe mindestens ein; nicht ich, Graf, ich bleibe hier. —

„In dieser Jahreszeit, dieser Wüstenei, beileibe nicht, liebes Herz," gegenredete schmeichelnd der Herr Gemahl.

— Zu jeder Zeit und in jeder Lage, Graf. Unter dem Drucke schwerer, gegenwärtiger Pflichten zumeist. Ich bitte, hören Sie mich an. Noch ist diese Stunde uns, Gott weiß, was die nächstfolgende brin-

gen kann. Darum gleich jetzt möge es klar werden zwischen Ihnen und mir. —

„Wozu diese Erörterungen, Liebchen. Vergessen wir Beide, was hinter uns liegt und suchen uns in Zukunft weniger verdrießlich einzurichten.

Eben weil ich suchen will, das Vergangene zu vergessen und unsere Zukunft leidlicher einzurichten muß ich auf diese Erörterungen dringen, Graf, erklärte die Dame unerschütterlich — und gegen den Prediger gewendet, der unbemerkt zu entschlüpfen beabsichtigte, setzte sie hinzu:

Bleiben Sie, mein Freund, ich wünsche, daß diese Unterredung einen Zeugen habe. —

„Himmel, welcher feierliche Eingang!“ rief der junge Herr im Voraus ungeduldig; seine schöne Hausehre aber, indem sie Platz nahm und den verlegen zu Boden blickenden frommen Freund an ihre Seite winkte, versetzte mit einem bittern Anklang: Ich verspreche, Ihre Geduld zu schonen und das, was ich vergessen will, so wenig als möglich zu berühren.

Der Graf warf sich auf einen Sessel ihr gegenüber. „Der Sache ein Ende zu machen, was wünschen Sie?“ fragte er stutzend.

Einfach: Ihre Vollmacht für meine Pflicht, —

antwortete die junge Frau. — Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein unstetes, zerstreuendes Leben, wie ich es bis heute geführt, mir selbst, unserem Sohne, unserem Besitzstande, unserem gegenseitigen Verhältnisse, Graf, unzuträglich ist und nur mit dem unwandelbaren Vorsatze, hinfort lediglich dem Dienste meines Hauses zu leben, habe ich nach einer schweren Erfahrung den Fuß über seine Schwelle zurückgesetzt.

„O, der ernsthaften Kindereien, liebes Herz!“ unterbrach sie der Gemahl. „Nennen Sie das die Vergangenheit nicht berühren?“

— Nicht mehr als unerläßlich ist. Hören Sie mich zu Ende, Graf. Ihre Neigungen, Ihre Verhältnisse vielleicht, fesseln Sie zur Zeit an den Wechsel eines weitläufigen Verkehrs. Ich dürfte Sie daran erinnern, daß, wie die Erziehung unseres Sohnes einen stetigen Platz, so die Verwaltung Ihrer Güter in hartbedrängter Zeit, der Nothstand unserer Eingesessenen die ununterbrochene thätige Gegenwart eines Herrn erheischen. Indessen, so lange Sie nicht selbst geneigt sein werden, ein so ernstes Amt zu übernehmen, beschränke ich mich auf die Forderung, dasselbe mit unbedingter Vollmacht in meine Hand gelegt zu sehen. Ich gelobe Ihnen treu und wachsam an der Pforte

Ihres Hauses zu stehen, unseren Leo sorgfältig und kräftig zu bilden, keine Mühe des Erlernens und Ausübens zu scheuen, mit einem Worte, gewissenhaft als Ihre Statthalterin zu schalten und da, wo das Vertrauen des Herzens wankend geworden, die Treue der Pflicht unerschütterlich zu wahren. Verlangen Sie dahingegen niemals wieder, daß ich in einen Kreis zurückkehre, vor welchem Sie mir, wie sich selber erst ein Brandmal aufdrücken mußten, ehe ich zu der Erkenntniß gelangte, daß ich in demselben ein verlorner Posten sei. —

„Gut, sehr gut, ganz vortrefflich!“ murmelte der geistliche Herr, indem er sich vor Bewunderung die Hände rieb. Der aber, dem diese lange Rede gegolten, erwiderte sie zunächst mit einem unterdrückten Gähnen, dann aber sagte er halb lächelnd, halb verstimmt:

— Wie hartnäckig Sie sind, Eleonore! Wer weiß um jene flüchtige Uebereilung, wer denkt noch daran?“

— Ich weiß darum, Graf, — ich denke daran, denn vergeben wollen heißt nicht vergessen können. Ich fordere daher in Gegenwart unseres Freundes Ihr Wort und ich werde es standhaft zu — —

„Quel bruit pour une omelette! — rief Graf

Moritz aufspringend. „In der That, Gräfin, Sie treiben es zu arg mit dieser salbungsreichen Exportation. Sie haben meine Frau angesteckt, Herr Magister. Wollten wir Rechnung mit einander halten, liebes Kind, so würde auch ich wohl nicht minder mit einem kleinen Sündenregister aufwarten dürfen. Aber ich meine, wir schließen ab. Im Uebrigen könnte ich mir ihr Paktum wohl gefallen lassen, sicher genug, daß Sie bald gelangweilt von der Tugend des Butter- und Käsemachens kommen würden, den Hausschlüssel in meine Hand zurückzulegen. O, ich kenne meine Weiberchen!“

Wirre Stimmen vom Hofe herauf unterbrachen den ehemännischen, lächelnden Verdruß. „Was ist das? Schon die Sieger?“ rief er nach dem Fenster und dann schnell auf die Rampe eilend, die aus dem Parterresaal in den Hof herunter führte.

„Lehmann, — das halbe Dorf! Nachrichten aus dem Lager!“

Der Prediger drückte der schmerzlich bewegten Freundin tröstend die Hand. „Der Uebermuth der Jugend und des Glücks,“ sagte er. „Aber nur standhaft, standhaft, edle Frau. Ihrer harren zwei unwiderstehliche Verbündete: Noth und Zeit, der Sieg ist Ihnen!“

— Sieg, Sieg! — jubelte vom Hofe herauf die Stimme des preußischen Veteranen.

Die Gräfin sprang auf und eilte in den Hof, der sich im Umsehn mit einem Troß um die rückkehrenden Späher gefüllt hatte.

— Sieg, Sieg! — wiederholte, aller Devotion vor seiner sächsischen Herrschaft vergessend, der alte Preuße in einem Freudenrausch. — Gloria, Victoria! Eine Hasenjagd, König Friedrich, hurrah!

Der Graf war im Begriffe, dem unverschämten Prahler mit seiner Reitgerte eine Lection zu geben.

Eleonore fiel ihm in den Arm, Mienen und Reden der gleichzeitig Heimgekehrten bestätigten das Unerhörte. Ein in den Hof sprengendes, preußisches Piket ließ den letzten Zweifel schwinden. Was für ein Mährchen unglaublich, für ein Lustspiel übertrieben geschienen haben würde, es wurde wahr. Ein Triumph der Schwachen, wie nie ein zweiter mit geringeren Opfern erkauft: Geist und Gewandtheit feierten ihn; eine Niederlage der Starken, wie nie eine zweite mit geringeren Wunden gesühnt: nur Ehre blieb als Leiche auf der Wahlstatt. Kunde auf Kunde drängte sich, Masse auf Masse. Ein verwundeter Held wird preußischerseits im Schlosse angemeldet,

für den königlichen Sieger selber zur Nacht Quartier bestellt, die allgemeine Verwirrung, des Grafen Bestürzung sind unbeschreiblich.

„Schnell gesattelt!“ rief er, aus seiner Erstarrung auffahrend, seinem Reitknechte zu, und die Gräfin hastig in den Saal zurückführend, flüsterte er mit scheuem Blick: „Ich muß fort auf der Stelle. Der König hält mich für seinen Feind.“

— Ich bezweifle es, Graf, — versetzte Eleonore mit verächtlichem Achselzucken, — der König von Preußen wird nicht auf Sie achten.

„Doch, doch, ich bin verdächtigt, unschuldig, Gott weiß es, aber ich bins! Und wenn selbst — — mein König, mein armer Herr — geschlagen — —“

— Fern genug vom Schlag! —

„Ohne Land — —“

— Zur Vorsicht außer Lands! —

„Zu ihm nach Warschau! Was bleibt ihm als die Treue seiner Diener?“

— Wo der Herr, da sein — Brühl und so weiter. Sie haben Recht. —

Graf Moritz wischte sich die Augen. „Werden Sie mir folgen, Eleonore?“ schluchzte er.

— Nein, — ich bleibe. —

„Ich darf Ihnen nicht zureden, armes Weib. Eine Reise, eine Flucht — unter diesen Verhältnissen, — in dieser Jahreszeit — unser Kleiner — Sie sind eine Preußin, man kennt Ihre Sympathien — man wird Rücksicht auf Sie nehmen, Ihnen eine Sauvegarde bewilligen — —"

— Ohne Sorge, Graf, ich fürchte mich nicht. —

Ein langsam in den Hof rollender Wagen unterbrach das peinliche Zwiegespräch. Der Graf schlüpfte hinter die Thür, vor deren Aufgang die Gräfin ruhig stehen blieb. Ein preußisches Piket escortirte das Gefährt, in dessen Innern der Leibarzt des Königs und ein Diener in preußischer Livree den angemeldeten „verwundeten Helden" unterstützten. Der Schlag wird geöffnet, der Leidende sorgfältig herausgehoben. Todtenbleich und schwankend klammert sich die Gräfin an die Brüstung der Rampe, der Graf stürzt, sich selber vergessend, aus seinem Lauschwinkel hervor: — der besinnungslose, blutende Gast seines Hauses, der Gefangene Preußens — es ist der Herzog von Crillon!

„Todt?" fragte Graf Moritz in aufrichtiger Angst.

— Nur schwer blessirt, mein Herr, — antwortete der Arzt, mit bedenklicher Miene schnell einen Ruheplatz für den seiner Sorgfalt Anvertrauten fordernd.

Graf Moritz drückte die schlaffhängende Hand des Verwundeten an sein Herz und entfernte sich hastig unter hervorbrechenden Thränen. Eleonore, mit gewaltsamer Anstrengung sich zusammenraffend, geleitete den traurigen Zug durch den Saal des Erdgeschosses in ein anstoßendes Zimmer, auf ihr eigenes Ruhebett. Während man die Anstalten zu dem erforderlichen Verbande vorbereitete, blieb sie einige Minuten mit dem Ohnmächtigen allein, zu seinen Füßen knieend, sein blutendes Haupt an ihrem Herzen. Er schlägt die Augen auf, sein Blick trifft den ihren mit dem Ausdruck verzweifelnden Erkennens. „Daß wir uns niemals, niemals wiedergesehen hätten, Eleonore!“ flüstert er mit schmerzbeklommener Stimme.

Der Arzt, gefolgt von Lehmann, dem preußischen Diener und dem hülfreichen Magister, trat wieder ein. Die Gräfin mußte sich entfernen. Sie lauschte an der Thür des Kabinetts auf die Jammerlaute des Unglücklichen, als ihr Gemahl in der Livree seines Reitknechts, den kleinen Leo auf dem Arme in den Saal geschlichen kam. Jede Spur einer eifersüchtigen Anwandlung schien in seinem Herzen erloschen, er umarmte seine Frau, herzte das Kind und stammelte unter Thränen: „Gott weiß, es bricht mir das

Herz, mein liebes Lorchen, in dieser Lage von dir zu gehen — —

Eleonore faßte seine Hand, der Schmerz hatte ihre höhnende Bitterkeit gebrochen. — Bleibe, Moritz, — sagte sie bewegt, — laß uns einander das Schicksal kommender Tage tragen helfen, bleibe in deiner Heimath, bei deinem Kind — —

Der junge Mann schwankte, sein Knabe schmiegte sich an ihn, sein Weib hatte seit Jahren nicht ein so herzliches Wort zu ihm gesprochen.

— Treu deiner Pflicht, mein Freund, — fuhr die Gräfin fort.

„Treu meiner Pflicht!" wiederholte der Graf mechanisch und nach dem Fenster lauschend. Rascher Hufschlag, ein einstimmiger Ruf: „Der König!" schallte vom Hofe herauf. Dann alles todtenstill.

„Der König!" rief Graf Moritz zusammenfahrend. „Mein König, mein armer Herr, zu ihm, fort, fort!"

Der Magister, der Inspector, der Haushofmeister drängten in den Saal und Rath fordernd an ihn heran.

„Dort mein alter ego!" rief er zurück und mit einem Satze war er aus ihren Augen verschwunden.

— Er eilt zu seinem königlichen Herrn, — sagte die Gräfin, den flüchtigen Gebieter vor seinen Bedien=steten rechtfertigend; dann ihren Knaben an die Brust drückend, setzte sie hinzu mit feierlichem Ernst: — Du aber mein Sohn, ehe du ein Mann wirst, daß du ein Mann werdest, liebe über einer Heimath und einem Herrn zuerst ein Vaterland! —

Darauf nahm sie den Knaben an die Hand und eilte nach der Thür, ihren hohen Gast zu begrüßen.

Der König war vom Pferde gestiegen, während sein Gefolge im Hofe zurückblieb; mit rascher Be=wegung schritt er die Stufen der Freitreppe hinauf in den Saal, der kleine Mann im blauen Mantel, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ihr Wächter und Rather in jener Vornacht verhängnißvollen Kampfs und Siegs. Sein Anblick gab ihr die volle Fassung zurück, sie neigte sich bis zur Erde mit jenem vor=nehmen Anstand, der ihrer höfischen Zeit eigen war. Aber, ohne sie zu bemerken, oder zu beachten, ging er an ihr vorüber und rasch dem aus des Verwundeten Zimmer tretenden Diener entgegen.

„Der Herzog, Deesen?“

— Sind einpassirt, Majestät. —

„Rufe Er den Doctor.“

Der Arzt erschien im nämlichen Augenblicke.

„Wie steht es mit dem Herzog, Doctor?"

— Wir haben ihm den ersten Verband angelegt, Majestät. —

„Sind die Wunden gefährlich?"

— Ich hoffe es nicht, Majestät.

„Werden wir die Reise wagen können?"

— Mit Vorsicht ja, Majestät.

„Darf ich ihn sehen, Doctor?"

— Ich werde Seine Durchlaucht auf diese Gnade vorbereiten, Majestät.

Der Arzt ging in das Kabinet zurück, der König stand unbeweglich in der Mitte des Saales, die Gräfin lauschte unter der Eingangsthür in zitternder Erwartung.

— Was sinnt er? was hat er vor? — flüsterte der Magister, der sich lugend hinter der Portière verborgen hielt: — ahnt er, weiß er? —

„Ja, er weiß es," antwortete die Gräfin zuversichtlich. „Er hat das Ahnen großer Seelen und den Scharfblick, der dem Helden ziemt."

— Der Herr Herzog bitten um die Gnade, vor Seiner Majestät erscheinen zu dürfen, meldete der rückkehrende Arzt.

„Daß er sich nicht rühre, Doctor! ich komme zu ihm," befahl der Monarch, rasch und leise in des Verwundeten Zimmer tretend. Die Gräfin folgte ihm bis an die offenbleibende Thür, der Herr Magister schlüpfte hinter ihr drein und noch einmal zwischen die Falten der Portière.

Der Gefangene stand vor seinem Ruhebett mit verbundenem Haupt, den Arm in der Binde, todtenbleich, den Blick zu Boden geschlagen, der preußische Diener und der preußische Exwachtmeister stützten ihn zu beiden Seiten, der letztere, indem er durch seine martialischste Miene sich dafür entschädigte, an dem gebührlichen Salut vor seinem König verhindert zu sein.

Herr von Crillon versuchte es, seinem hohen Besucher einige Schritte entgegen zu gehen, der König kam ihm durch eine gebietend abwehrende Bewegung zuvor. Rasch und dicht an ihn herantretend, zog er den Hut und begrüßte ihn mit jener eigenthümlichen, einfachen Hoheit, die ihm die widerstrebendsten Gemüther zu unterwerfen pflegte. „Herr Herzog," sagte er, „ich beklage das Mißgeschick eines Helden, dessen Bravour ich bewundert habe."

— Sire, — stammelte der Gefangene, — sich tief verbeugend, und eine dunkle Röthe überflammte

sein Gesicht, — Sire, — so viel Gnade, — nach so viel — Schmach! — —

„Keine Aufregung, mein Herr!“ fiel ihm der König lächelnd ins Wort. „Ich habe Ihre Landsleute nie für meine ernsthaften Feinde halten mögen; der heutige Tag hat mir bewiesen, daß dies Vertrauen gegenseitig war. — Aber wie fühlen Sie sich, lieber Herzog?“ — fuhr er mit herzlichem Wohlwollen fort, indem er dem Verwundeten die Hand reichte. „Ich bin gekommen, Sie als einen werthen Gast in meine Hauptstadt zu führen, um Sie heil und neu gekräftigt Ihrem Vaterlande zurückzugeben.“

Der Franzose beugte sich auf die Hand des Königs nieder und führte sie an seine Lippen, während sichtbarlich ein Schauer seinen Körper überrieselte. — Sire, — sagte er zitternd, — Sie sind größer — als Turenne, — denn er verhöhnte — seine Feinde, und — Ihro Majestät — gießen Oel in ihre Wunden. —

Er schwankte; der König gab hastig ein Zeichen, ihm Ruhe zu gewähren und verließ das Krankenzimmer.

„Thu Er Sein Bestes, Doctor,“ damit verabschiedete er den ihn in den Saal begleitenden Arzt,

„das Mögliche, hört Er, mir den Herzog bei Kräften nach Berlin zu bringen. Monsieur de Voltaire soll sich nicht rühmen dürfen, daß Roßbach Frankreich einen Mann gekostet habe, der seine Schuldigkeit gethan."

Der Arzt zog sich unter ehrerbietiger Verbeugung in das Kabinet zurück, Gräfin Eleonore trocknete ihre Thränen, ein Blick hinter den Vorhang offenbarte ihr, daß der Sieger des Tages einen Gegner mehr überwunden habe.

Mit einer raschen Bewegung wendete sich der König zu ihr, die er erst jetzt zu bemerken schien.

„Ihr Gemahl, Madame?" fragte er.

Die Gräfin bewältigte ihre Rührung und versetzte mit ruhiger Würde: — Majestät, mein Gemahl ist auf dem Wege nach Warschau, an der Seite seines Königs die Folgen dieses großen Tages zu erwarten. — Der König blickte der Dame mit gutmüthigem Spotte ins Gesicht.

„Und die Frau Gräfin scheuten ein improvisirtes Itinerair sonder Schutz und Geleit?"

— Allerdings, Majestät. Denn man hatte sie belehrt: der Posten einer Frau sei das Haus, in welchem sie ihrem Sohne, — sie deutete auf den

Knaben an ihrer Hand, — den Vater zu vertreten habe. —

„Eine heilsame Lehre, Madame und am rechten Orte applicirt."

— Sie dankt sie auch einem großen Zuchtmeister, Majestät, und der Gnade, auf ihrem bescheidenen Posten von dem ruhmreichsten Helden visitirt zu werden. —

Der ruhmreiche Held nahm eine Prise. Dann mit freundlichem Lächeln seine Wirthin auf die Schulter klopfend, sagte er leise: „Compliment für Compliment: die Hosen passen Ihnen gut, Madame."

Unsere Heldin lachte unverhohlen. Ihr König und Herr reichte ihr seine Hand und legte die andere auf ihres Knaben Haupt:

„Nun, halten Sie brav Stand auf Ihrem Posten, schöne Frau", so schloß er seine huldvolle Visitation; „das verheißt dem Stamme meines alten Looß noch einen kräftigen Zweig und der Herr Graf von Fink wird seiner schönen Hausehre die Ehre seines Hauses danken lernen.

Die Sandel.

Eine Erzählung.

I.

Die Truppen zogen mit klingendem Spiel durch die große Straße von Stadt X., wie Bewohner und Land das Oertchen tituliren. Es heißt nicht schlechthin X., wie etwa Wien, Berlin oder Buxtehude, sondern nach Würden Stadt X., damit es Keiner für ein Dorf halten möge. — Buben und Mädchen umringten jauchzend die ungewohnte Scene; der Regimentstambour mit dem goldgeknopften Commandierstock hatte Mühe, sich durch die großen und kleinen Flachsköpfe Bahn zu brechen. Hinter allen Fenstern lauschten, an allen Thüren harrten die Bewohner der ungewohnten Gäste, die Häuser waren sonntäglich schmuck und blank geputzt: seit zehn Jahren war kein Manöver in der Gegend gewesen und heute gab es

stundenweit in der Runde Einquartierung in jedem Hof und Haus.

„Welche Prachtdirnen in diesem Nest!“ rief der Hauptmann So und So, in den Kreis der Cameraden tretend, nachdem der Zug auf dem „Kamp“ Halt gemacht und dessen harmlose vier- und zweibeinige Gäste zum Abzug genöthigt hatte. „Auf Ehre, wirkliche Kernfiguren! Wie wär's mit einem Tanz, meine Herren?“ Einstimmiger Beifall von allen Seiten. Der Hauptmann fuhr fort:

„Fähnrich v. Kalb, arrangiren Sie uns einen Ball. Trommeln Sie die Grazien von Stadt X. zusammen, seien Sie heute Abend Maître de plaisir.“

— Zu Befehl, Herr Hauptmann, — antwortete Hand am Helm, diensteifrig der Fähnrich, der eben aus dem Cadettencorps zu dem Regimente gestoßen war, und dem das blitzende Portepée noch mit jedem Schritte frische Kräfte in die des Marschierens ungewohnten Hüften schlug. — Befehlen der Herr Hauptmann hier unter den Linden? —

„Zu kühl und feucht im Freien, junger Freund. In der Schenke, in der Schule, in einer Tenne, wo Sie Platz finden. Wir überlassen uns Ihrem Genie und erfahren beim Appell Ihre Dispositionen. Jetzt

einige Stunden Rast in unseren Quartieren. Der Fähnrich v. Kalb legt heute sein Tentamen zum Lieutenant ab, meine Herren. Ein Qualificationsatteſt wird ihm nicht fehlen. Auf Wiedersehen im Kreise der Schönen!"

Der Fähnrich hatte seine Schuldigkeit gethan; nicht etwa in der Schenke, — o, wie würden die Bürger von Stadt X. diesen Anachronismus übel empfunden haben! — im Gasthause zum König Wittekind war mit Sonnenuntergang der gesammte Mädchenflor harrend versammelt; und in der That eine gar stattliche Versammlung, diese großen kräftigen Gestalten, mit den reinen, treuherzigen Zügen, die unserer Provinz erbeigenthümlich sind. Als der Hauptmann durch die Tenne in den sogenannten Saal mit den festgenagelten Eichenbänken rings an den Wänden trat, nahte sich ihm der dienstthuende Fähnrich mit der Meldung:

— Sie sind Alle beisammen, Herr Hauptmann; nicht eine Einzige fehlt; sogar eine junge Dame aus Berlin zum Besuche in der Apotheke ist auf mein dringendes Ersuchen erschienen. —

„Hätte fortbleiben können", meinte der Hauptmann, das kleine Stumpfnäschen musternd, das mit

wallenden Locken, mit Echarpe und Falbalas sich zwischen den halb dörflich, halb städtisch gekleideten, sie um Kopfeslänge überragenden Schönen blähte. „Die Sorte ist uns nichts Neues, lieber Freund."

Der Ball begann und entwickelte sich zum unaussprechlichen Vergnügen mindestens der weiblichen Hälfte der Versammlung, in deren Gedächtniß die volle, lustige Regimentsmusik, die raschen Tänze und schmucken Cavaliere noch nach Jahren unauslöschlich fortlebten. Unsere manövrirenden Helden jedoch fingen bald genug an, müde und lässig zu werden. Man verhehlte sich nicht, daß diese Schönen zu drehen ein ziemlich anstrengendes Geschäft abgebe, welches der türkische Gesandte in der Residenz nicht mit Unrecht seinem Gesinde überlassen haben würde. Ein kritischer Chor musterte die derben Gliedmaßen dieser blonden Töchter Thusneldens, und gestand, daß sie hinter Spindel und Butterfaß mehr Grazie als bei der Polka entfaltet hätten. Eben forderte der Hauptmann das Stumpfnäschen aus der Residenz zum Tanz. Er war schon so weit gekommen, sich vom ländlichen Pumpernickel ab-, und dem gewohnten residenzlichen Milchbrödchen zuzuwenden. Aber die Dame war nicht umsonst eine Berlinerin, sie besaß

Ton. Schnippisch drehte sie dem Bewerber den Rücken mit den Worten: Ich tanze mit keinem Herrn, der mir nicht vorgestellt ist. —

Der Hauptmann wendete sich ernsthaft zu einem jüngeren Cameraden, der, ohne am Tanze Theil zu nehmen, neben ihm in der Thür lehnte, und sagte:

„Stellen Sie mich, bitte, der Dame vor, lieber Heinrich."

— Mein Fräulein, — mein Vetter! — sagte sich lächelnd verbeugend der junge Camerad und trat wieder zurück.

Dem Anstandsgefühle der Dame war genug geschehen.

„Mit vielem Vergnügen" hüpfte sie im Arme des Hauptmanns, von dem sie nun wußte, daß er der Vetter eines Lieutenants war, durch den Saal.

Nun entstand eine Pause, in welcher nach dem Programm des sich selbst übertreffenden Fähnrichs Erfrischungen gereicht werden sollten. Der Hauptmann nahm eine Tasse und biß arglos in das beigelegte Backwerk.

„Schw . . . .!" rief er aber plötzlich, es weit von sich schleudernd, „Honigkuchen! — und morgen ist Bivouac!"

Beruhigen Sie sich, sagte der in der Nähe stehende alte Stabsarzt. Sie trinken Kamillenthee dazu; die Wirkung neutralisirt sich.

Die Pause schien sich verewigen zu wollen, die Tanzlust der Herren völlig auf die Neige gegangen; sie hatten mit ihren zinnbeschlagenen, irdnen Bierkrügen auf den Bänken Platz genommen, während die im Saale umhertrippelnden Schönen sehnsüchtig dem Wiederbeginn der Musik entgegenharrten. In diesem zweifelhaften Interregnum erklang plötzlich durch die geöffnete, nach der Straße führende Thür der Ton einer Drehorgel und eine weibliche Stimme begann die erste Strophe des Preußenlieds.

„Die Sandel! die Sandel!" erschallte es wie aus einer Kehle im Saal und sämmtliche Mädchen drängten nach der Thür. Die Sängerin schmetterte draußen ihr Lied ruhig weiter inmitten eines Schwarmes von neugierigen Soldaten und Kindern, von Vätern und Müttern der Stadt, welche im Saale keinen Platz gefunden und von Außen dem Feste beiwohnten. Alles horchte mäuschenstill und auch im Saale wurden die Krüge leise auf die Bänke gestellt, von welchen die jungen Helden sich erhoben und Thüre und Fenstern näherten.

„Welch' eine Stimme!" rief ganz belebt der junge Camerad, der vorhin seinen Vetter vorgestellt hatte, zu diesem gewendet, und die Berlinerin, die sich stetig an ihres letzten Tänzers Seite gehalten hatte, erklärte:

— Die Sandel hat allerdings gute Mittel, aber durchaus keine Schule. —

— „Und wer ist denn diese Sandel?" fragte der Hauptmann.

— Ein ordinaires Leiermädchen, so lautete der Bescheid, das mit seinem Vater Jahr aus Jahr ein im Lande umherzieht und der Abgott dieser bäurischen Bevölkerung ist, die niemals einen andern Kunstgenuß gehabt hat. Bei keinem Jahrmarkt und Schützenfest, bei keiner Kirmeß darf die Sandel fehlen; es ist lächerlich, was diese einfältigen Menschen für ein Wesen mit dem Mädchen machen. —

„Sie muß hereinkommen und hier im Saale singen", rief der Hauptmann, „alle Wetter, das nenne ich Töne!"

Er drängte sich mit dem Vetter durch die Thür und trat bald darauf wieder herein, gefolgt von dem Leiermann und seiner Tochter. Der Leiermann war ein alter, einarmiger Invalide mit dichtem, schnee-

weißem Haar und militairisch zugestutztem Bart; zwei tiefe Schmarren liefen quer über seine hageren, wetterbraunen Wangen. Er trug das schwarzweiße Band und Ehrenkreuz im Knopfloch seines altväterisch geschnittenen Soldatenrockes und grüßte, ehe er die Mütze vom Kopfe nahm, militairisch im Kreise. Dann begann er seine Orgel zu stimmen. Die Sandel nahm beim Hereintreten den großen runden Strohhut vom Kopfe, um welchen sich einfach, aber sorgfältig gewunden, zwei dichte, dunkle Flechten legten. Sie konnte höchstens achtzehn Jahre alt sein. Neben den racereinen Nachkömmlinginnen Wittekinds erschien sie klein und zierlich mit den feinen Gelenken ihrer Hände und Füße; neben der Schönheit aus der Residenz kräftig mit der ungeschnürten Taille und der schön gerundeten Linie des Nackens, die selbst unter der großen Pelerine ihres grauen Staubmantels zu erkennen war. Das runde Gesichtchen prangte im Jugendschmucke jener südlich dunklen, mit leisem Roth durchschimmerten Färbung und sammetartigen Weiche, welche den deutschen Stämmen wenig eigen ist; zwischen den großen Augen und den etwas breiten, vollen Lippen war jene an Reiz durch keine Formenschönheit zu ersetzende Correspondenz, durch welche das

Auge gleichsam das Lächeln der Lippen ergänzt und der Mund um die Thränen des Auges zu wissen scheint. Man fühlte beim ersten Blick, daß die braune Sandel die Herzen des Volkes gewinnen müsse, selbst wenn ihre Stimme schwieg. Aber diese Stimme war wirklich ein liebliches, natürliches Wunder, voll und rein wie die der Nachtigall drang sie in die Seelen.

Mit freundlichem Lächeln um sich blickend stand die Sandel neben dem Alten, während dieser seine Orgel stimmte, dann sang sie noch einige Soldaten lieder, auf welche sich ihre Kunst zu beschränken schien. Ihre Züge nahmen während des Gesangs= einen Ernst, ja eine Feierlichkeit an, die sich augen= blicklich verlor, sobald sie schwieg oder sprach, um alsdann in eine heitere, kindliche Laune überzugehen. Die Stimmung der Gesellschaft war auf einmal neu belebt; der Hauptmann stellte unter dem Klange des „Heil Dir im Siegerkranz“, in dessen letzte Strophe der ganze militairische Chor hingerissen einfiel, eine Sammlung an, um das wandernde Paar angemessen zu belohnen; als sie aber dem Veteranen angeboten wurde, wies derselbe sie bescheiden, aber entschieden mit den Worten zurück:

„Ich danke Ihnen, meine Herren; wir thun's nicht für Geld, nur zum Plaisir", und die Berlinerin commentirte dem militairischen Vetternpaar von Neuem, daß der alte Lorenz wohlhabend und in der Provinz ansässig sei, ja wirklich nur aus alter Gewohnheit, ohne irgendwo Bezahlung zu nehmen, das Land orgelnd durchziehe. So wurde denn die aufgebrachte Summe zu einer Collation verwendet, die man dem Alten anbot. Wein gab es in der Apotheke und bald saß der Invalide mit dem Doctor und dem Regimentskapellmeister in der anstoßenden Schenkstube, erzählte von seinen Zügen und Abenteuern in Nord und Süd und stieß an auf die Erinnerung an seinen alten König und seine alte Heldenzeit.

Die Sandel war während dessen im Saale zurückgeblieben, ein neuaufgegangener Stern, der alle übrigen verdunkelte. Der diensthuende Fähnrich nahte sich ihr mit den Worten:

— Auf Ehre — hm hm! auf Ehre, mein Fräu —

„Ich heiße Susanne", fiel sie lächelnd ein.

— Auf Ehre, Fräulein Susanne, Sie besitzen eine Stimme wie die Lind, Sie sollten Sängerin werden. —

„Ich singe ja schon", entgegnete sie.

— Allerdings, mein Fräulein, Sie singen, — bestätigte der junge Enthusiast, — aber ich meine es anders, ich meine, Sie sollten auf das Theater gehen. —

„Das haben schon Mehrere gesagt", versetzte die Sandel unschuldig, „aber warum sollte ich es? mein Vater hat zu leben."

— Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie würden Furore machen, — versicherte Herr v. Kalb.

Der stille Lieutenant, der Vetter des Hauptmanns, — es war der Baron Heinrich v. Kerferink, — der dieses Gespräch mit angehört hatte, mischte sich jetzt in dasselbe mit den Worten:

— „Wenn Sie Ihre schönen Anlagen durch die Kunst veredeln wollten, Fräulein Lorenz, vielleicht daß Sie ein neues, großes Glück kennen lernen würden." —

Susanne richtete ihre Augen nachdenklich auf den jungen Mann, der sich mit bescheiden sicherer Haltung und mit einem tiefen, ernsten Klang der Stimme zu ihr gewendet hatte.

— Viel Vergnügen, ja — aber Glück, wie es die Kunst gewähren soll? so wie mir's in's Herz zieht

wenn ich in Minden im großen Dom die Orgel spielen höre zu Ehren des lieben Gotts? — o nein! Und dann, wie Vieles müßte ich lernen für die Kunst, ich singe ja nur, was ich höre und kenne keine Note."

— Der Beifall eines entzückten Publikums würde Ihnen die Mühe des Lernens lohnen, mein Fräulein — fiel hier der Fähnrich ein.

„Das glaube ich nicht", entgegnete sie lachend und kopfschüttelnd, „daß die vornehmen, klugen Leute sich, so über mein Singen freuen würden, wie die in unseren Dörfern und Städten. Und das ist ja eben die rechte Lust, daß die uns Alle so gern haben. Hätte ich die Kunst, wer weiß, ob nicht die Großen über mich lachten, und die Kleinen ärgerten. Und dann, wo sollte ich sie denn lernen? ich habe ja gar keine Zeit für die Kunst."

— „Keine Zeit?" — fragte Herr v. Kerferink lächelnd, — „da Sie doch Jahr aus Jahr ein im Lande umherwandern, wie ich höre." —

„Nicht Jahr aus Jahr ein", berichtigte die Sandel eifrig, „wir machen nur zwei Mal die Runde; im Frühling und im Herbst, und das ist meines Vaters Leben. Es leidet ihn nicht die ganze Zeit still und ruhig zu Hause; er ist es so gewohnt worden, da er

noch arm war, und jetzt, wo er es nicht mehr nöthig hätte, kann er nicht davon lassen. Aber wenn wir zurück kommen, da ist denn auch immer doppelt zu schaffen in Garten und Haus und Keiner, der mir hilft. Nein, nein, ich habe keine Zeit."

Der Gesellschaft währte dieses Kunstgespräch zu lange, die Musik begann einen neuen Tanz und die Lieutenants drängten sich um die Sandel, sie zum Tanze auffordernd.

„Ich kann nicht tanzen", sagte sie, freundlich ablehnend.

— Du kannst's, Sandel, du kannst's! — riefen die Mädchen im Chor.

„Ich kann nur tanzen auf meine Weise."

— So tanzen wir auf Ihre Weise! — rief entschlossen der unermüdliche Hauptmann.

Schnell war sie bei der Hand, mit den Mädchen einen Kreis zu schließen, in welchen die Offiziere sich einreihten. Die Musik machte erwartungsvoll eine Pause. Und nun stimmte die Sandel mit ihrer glockenhellen Stimme an: „Es fuhr ein Bauer in's Heu, es fuhr ein Bauer in's Heu, es fuhr ein Bauer in's Heu, es fuhr ein Bauer in's Kirmeßheu, heisa Kirmeßheu! es fuhr ein Bauer in's Heu!"

Die Musik, der ganze Chor stimmten ein, und dabei drehten sie sich im Kreise vorwärts und rückwärts wie die Kinder. Die Sandel brachte noch mehrere solche singende Spiele in den Gang mit einer so jauchzenden, kindlichen Lust, daß unsere jungen Helden, inclusive des vorgerückten Hauptmanns, unwillkürlich davon mitgerissen wurden, und sich in ihre Knabenjahre versetzt glaubten. Auch Herr v. Kerferink, der während des Balls so theilnahmlos in der Thüre gelehnt, war in die Reihe gekommen, er wußte nicht wie und ließ sich durch keine List und Chikane von der braunen Sandel verdrängen. Sie hatte die im Saale unnützen und beschwerlichen Wanderhandschuhe ausgezogen und ihre kleine, weiche Hand ruhte in der seinen. Bei jeder der harmlosen Pointen ihrer Spiele sah sie ihm treuherzig lachend ins Gesicht, als wollte sie fragen: „gefällt es Ihnen?"

Er hatte eigentlich schon früher aufbrechen und in der mondhellen Nacht bis zur nächsten Station wandern wollen, um von da am morgenden Ruhetage der Truppen mit dem ersten Zuge nach M., seiner Vaterstadt, zu reisen, von welcher er durch ein mehrjähriges Commando in die Residenz getrennt gewesen war. Aber er schien dieses Vorhaben ganz vergessen

zu haben, und erst als der alte Lorenz in den Saal trat und mit einem Wink seine Tochter aus der Reihe lockte, erinnerte er sich desselben wieder und entfernte sich halb widerstrebend, um in seinem Quartiere die Kleider zu wechseln und dann seine nächtliche Wanderung anzutreten.

„Allons, Sandel! mach fort!“ rief der Invalide, wir können hier zur Nacht nicht bleiben; die Stadt hat Gäste genug ohne uns. Wir müssen weiter!“

So gut sich die Sandel zu amüsiren schien, so setzte sie doch ohne Zögern ihren großen Strohhut auf und stand im Nu an der Seite ihres Vaters, der allen Einladungen des Wirthes, allem Drängen der Mädchen und der militairischen Gäste widerstehend, sich alsobald mit ihr entfernte. Ein Jeder fühlte, daß das Fest zu Ende sei; in wenigen Minuten war der Saal geleert, und suchten die Offiziere ihre Quartiere. Der Fähnrich von Kalb kletterte mit Hülfe eines Stuhls in das breite Bett, das sein gefälliges Wirthspaar ihm für die Nacht überlassen hatte, und entschlummerte unter seiner dicken Federdecke im Vollgefühle einer würdig begonnenen Carrière.

Heinrich von Kerferink ging indessen auf dem Wege zur Stadt, von welcher ein Frühzug ihn in

wenigen Stunden seiner Heimath zuführen sollte. Noch ist die Gegend hier flach und reizlos; weite Felder, ausgedehnte Kirchspiele mit einzeln stehenden Gehöften bilden aus den Haide- und Moorstrecken der Provinz den Uebergang zu einem anmuthig belebten Thalgebiete, dessen hohe eichenbepflanzte Uferränder die Grenzen eines altehrwürdigen Waldgebirges sind. War es dieses Nahen der Heimath, die mondhelle Stille der Octobernacht, oder welches mächtige Naturbild war es, das den jungen Mann so tief und seltsam bewegte? Alles, was in seiner Erziehung, in den Einrichtungen seines Standes, in dem jahrelang gewohnten Treiben der Residenz sich Fremdartiges ihm angelegt, löste sich vor einer rein menschlichen Empfindung, die mit sehnsüchtigem Behagen sein ganzes Wesen durchdrang.

Noch war er indessen nicht weit auf seiner Wanderung gekommen, als er in einiger Entfernung die Stimme wieder hörte, welche ihn diesen Abend so tief ergriffen hatte. Er stand lauschend still. Die Sandel sang das Lied, das sich in Deutschland so schnell zur Volksweise verbreitet hat: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“ Wie viel ergreifender noch waren ihre Töne in dieser einfachen Melodie und in der

ſtillen Nacht, als in den Soldatenliedern, in der gefüllten Schenke, mit der einförmigen Begleitung der Orgel. Seine Augen folgten der Richtung des Klanges und bald ſah er im Lichte des Vollmondes das wandernde Paar aus dem Schatten einer Baumgruppe hervortreten und rüſtigen Schrittes durch die Stoppelfelder gehen. Er folgte ihnen einbiegend und ſtand bald mit freundlichem Gruße an ihrer Seite. Das junge Mädchen ſchrak lebhaft zuſammen, denn ihre Stimme hatte ſeine Schritte gedeckt.

„Das iſt närriſch," ſagte ſie jetzt, „wie ich an Sie dachte, fiel das Lied mir ein, und nun ſtehen Sie auf einmal da, als hätte ich Sie gerufen."

— „Ihre Stimme hat mich auch auf Ihre Spur geführt, —" antwortete er und erzählte dann den Zweck ſeiner Reiſe, dabei zufällig den Namen ſeines Vaters, des Oberſten von Kerferink, nennend.

— Wie? was? Oberſt v. Kerferink vom 15. Regiment? fragte der alte Lorenz freudig erſtaunt.

— „Mein Vater hat allerdings das 15. Regiment geführt, aber vor langer Zeit in den letzten Jahren des Krieges." —

— Mein Chef! mein alter Commandeur! jubelte

der Invalide auf. — Und der lebt also noch, ich glaubte ihn lange unter der Erde. —

— „Nein, er lebt, Gottlob, und es wird ihn freuen, von einem alten Cameraden zu hören, lieber Lorenz. Sie werden knapp zu seiner Zeit" — antwortete Heinrich.

— Ein stolzer, strenger Herr, — sagte der Veteran, in seine Erinnerungen verloren, — in der Garnison hielt er uns knapp genug, aber wie's los ging, hat er für uns gesorgt wie ein Vater; und wir folgten ihm blindlings. Zum Commandiren geboren! Der lebt also noch, aber hoch bei Jahren, nicht wahr, mein Herr Lieutenant?

— „Er ist fünf und siebenzig, aber bis auf die Augen rüstig und gesund." —

— Zehn Jahre mehr als ich, das will was sagen! Aber das Augenlicht, der arme Herr! er laborirte schon damals daran, die Gicht ist ihm drein geschlagen, und er quittirte drum den Dienst. —

— „Jetzt ist es erloschen, ach schon lange. Ich glaube nicht, daß er mich ein einziges Mal deutlich gesehen." —

„Armer Herr!" sagte die Sandel mit leisem Ton.

— Armer, braver Herr! — wiederholte der Leier-

mann. — Welch ein Loos bei so raschem Blut und völliger Manneskraft. Ich sehe ihn noch. Zuletzt bei Ligny; dann lag ich im Spital. Das Elend folgte und ich habe nichts wieder von ihm gehört und gesehen. —

Eine Reihe kriegerischer Erinnerungen war in ihm rege geworden; Er sprang von der einen zur andern und schien völlig in seine alte Zeit versetzt. Heinrich und Susanne gingend schweigend an seiner Seite. Das junge Mädchen zog auf einem kleinen Karren die Orgel, welche dem Vater auf seinen Wanderungen zu schwer zu tragen wurde. Heinrich wollte ihr die Deichsel aus der Hand nehmen; sie ließ sie aber nicht los und so ruhte denn ihre Hand vertraulich in der seinen, indem sie beide das kleine Fuhrwerk lenkten.

Auf diese Weise kamen sie in die Nähe eines Dorfes und begegneten plötzlich einigen jungen Militairs, die dorthin einquartirt und auf einem andern Wege vom Balle zurück gegangen waren. Sie grüßten und gingen lachend weiter. Heinrich fühlte sich vor Unwillen erröthen; er hörte im Geiste alle die leichtfertigen Scherze und Voraussetzungen, die diese Begegnung anregen würde. Ein Heiligthum schien in seinem Herzen angegriffen.

— Halt nun! — rief plötzlich der Invalide, vor dem ersten Hause stille stehend. — Ihr Weg geht hier ab, mein Herr Lieutenant; wir müssen weiter, da hier noch Einquartierung liegt. Vorwärts, Sandel! —

Heinrich spürte Lust zu einem Umwege mit dem wandernden Paare, aber des Alten Weisung hatte etwas Dictatorisches und die Tochter in Folge derselben auch schon leise ihre Hand aus der seinen gezogen.

— Des Sergeanten Lorenz Respect an seinen alten Herrn Obersten, mein Herr Lieutenant, rief der Leiermann, Heinrichs dargebotene Hand herzlich schüttelnd, — zum Frühling kommt er mit der Sandel nach M. und spielt ihm ein Lied aus seiner Zeit, das ihm das alte Soldatenherz wieder jung machen soll. —

Damit schritt er rüstig voran. Heinrich aber blieb stehen und sah, wie die Sandel noch einmal den Kopf nach ihm wendete und langsam neigte. Er lauschte lange vergeblich, daß sie ihre Stimme noch einmal erheben werde, aber Alles blieb still. Endlich wanderte er träumerisch in die Nacht hinein.

2.

Am andern Morgen betrat er das väterliche Haus. Es war dies eine alte Curie, die nach der Säculari=sation des ehemaligen Domstiftes vor zwei Jahrhunder=ten die Familie v. Kerferink käuflich an sich gebracht und seit fünf Generationen ununterbrochen bewohnt hatte. Eine hohe Steinmauer trennte sie von dem umgeben=den Platze, dunkle Nußbäume beschatteten einen schma=len Vorhof, gegenüber lag der altersgraue Dom und hinter dem Hause, nach einer engen Gasse sich ab=senkend, ein kleiner Garten. Die mittelalterlichen Wohnplätze der Domcapitularen gleichen sich in dieser Anordnung im nördlichen Deutschland fast auf ein Haar.

In diesem Hause lebte seit fast vierzig Jahren der blinde Oberst v. Kerferink mit seinen Schwestern in niemals unterbrochener, regelmäßiger Weise. Er war der älteste unter ihnen, die Schwestern differirten je um ein Jahr, so daß die jüngste das neun und sechzigste Jahr schon angetreten hatte. Von Haus aus waren es sechs Fräulein v. Kerferink gewesen, deren Namen der alte Freiherr, ihr Vater, zum bessern Gedächtniß in einen Reim gebracht, auf dessen Erfindung er sich

etwas zu Gute that. — „Nette, Tale, Tine, Jette, Male, Phine“ v. Kerferink, sie alle hatten keinen Mann bekommen, oder genommen. Ich glaube das letztere; denn einige der Damen waren ihrer Zeit schön gewesen, und in jenen glückseligen Tagen, wo die Männer es noch mehr denn heute für eine Schuldigkeit hielten, beweibt zu sein, wo sogar die protestantischen Domstifte dies als eine conditio sine qua non für ihre Pfründner aufzustellen für nöthig erachteten, hätte auch ein weniger zierliches Pflänzchen seinen Liebhaber gefunden. Aber die Freifräulein von Kerferink hatten sich in ihres Vaters Hause gewöhnt, zusammenzuklingen wie gut gestellte Uhren; sie gingen jede ihren Weg, der dem der anderen parallel lief und an gewissen Punkten in eine gemeinsame Fahrstraße mündete, ohne daß eine von ihnen auszuweichen oder einzubiegen genöthigt war, und ihr Schritt blieb im gewohnten Tempo. In die launenhaften Sprünge eines Eheherrn würden die Fräulein sich nicht haben finden können, dessen waren sie sich bewußt und schauten darum nicht aus nach den Herren der Schöpfung, die sich so schwer an häusliche Zucht und Ordnung gewöhnen lassen. Mehrere der Damen waren von der Wiege an Kapitularinnen von ver-

schiedenen adligen Damenstiftern, die sie aber nicht bewohnten, um sich nicht trennen und den häuslichen Zusammenhang stören zu müssen; sie begnügten sich mit einer mäßigen Pfründe, die sie außer dem Stifte verzehren durften. Nach dem Tode des Vaters entsagte der einzige Bruder großmüthig seinem Antheil an dem nicht sehr beträchtlichen väterlichen Erbe und wurde dafür, nachdem er seinen Abschied genommen, in die schwesterliche Hausgenossenschaft aufgenommen. Die Revenuen des Gesammtvermögens inclusive der Pfründen der Stiftsdamen und einem Beitrage von des Obersten Pension, in einen Topf geworfen, dienten zur Bestreitung des Haushalts und zu einem gleichmäßigen Taschengelde der Damen für ihre menus plaisirs.

Fräulein Henriette war schon gestorben, ehe sie ihr vierzigstes Jahr vollendet hatte. Da die väterliche Gruft voraussichtlich für die sechs Schwestern zu enge war, so kauften sie nahe derselben einen Platz, der sie alle bequem einst beherbergen konnte; jede von ihnen ließ an der Stelle, wo sie dem Alter nach an der Reihe war, eine Bank errichten, auf welcher sie allsonntäglich nach dem Morgengottesdienst sich einer stummen Betrachtung der jenseitigen Dinge überließ.

Eine Laube von Geisblatt wölbte sich über dem Platze und eine Granitplatte in der Mauer zeigte die Inschrift: „Hier ruhen einig in Gott die sechs Schwestern, Freifräulein von Kerferink;“ während auf jedem einzelnen Hügel nur der Vorname der Hingeschiedenen nebst Geburts- und Sterbetag angebracht werden sollte. Fräulein Natalie folgte der vorangegangenen Schwester schon nach wenigen Jahren und so hatten seit Heinrichs Gedenken nur vier Tanten sich in die Zucht des väterlichen Hauses zu theilen gehabt.

Es war eine gewaltige Störung in das regelmäßige Getriebe dieses Hauses gekommen, als vor jetzt 25 Jahren der Oberst, schon ein Fünfziger, urplötzlich und den Schwestern unbegreiflich in Jünglingsleidenschaft für eine blutjunge und blutarme Anverwandte der Familie entbrannte und dieselbe, den erstarrten Damen zum Trotz, in das alte Haus als seine Gattin führte. Die Störung war aber nicht von langer Dauer gewesen und die schöne blasse Frau nach kaum einem Jahre, als sie kurz vorher unserem Freunde Heinrich das Leben gegeben, schon wieder in ein noch stilleres, festeres Haus hinabgestiegen, in welchem, so Gott es gewollt, sie leichter als in

ihrem Erdenhause einen geeigneten Platz gefunden haben wird.

So kam denn der kleine Heinrich unter die Obhut der ältesten Tante Antoinette, der beweglichen Chanoinesse und theilte diese Obhut nach kurzer Zeit mit einer gleichfalls früh verwaisten Schwestertochter seiner seligen Mutter, deren Erziehung die Familie aus Verwandtenpflicht sich nicht entziehen zu können glaubte. Heinrich und Franziska, fast gleichen Alters, wuchsen auf diese Weise geschwisterlich nebeneinander auf, während sie von der Wiege ab als ein künftiges Ehepaar betrachtet wurden. Franziska besaß ein kleines Erbtheil, das sich unter der gewissenhaften Verwaltung des Oheim-Vormunds ansehnlich vermehrte; ihre Ahnenprobe war makellos; wäre sie nicht Heinrichs Frau geworden, sie hätte jederzeit die Nachfolgerin einer der Capitularinnen der Familie werden können. Auf diese Weise festgewurzelt durch Geburt und Erziehung in der Regel des Hauses v. Kerferink, trat durch eine Verbindung voraussichtlich kein störendes Element in dasselbe; die künftige Heirath der Kinder stand demnach seit ihrem ersten Lebensjahre fest und war nur jetzt in ihrem vier und zwanzigsten noch nicht vollzogen worden, weil diese selbst noch

kein Verlangen danach ausgesprochen, und weil die ehrwürdigen Familienhäupter nicht auf den Einfall gekommen waren, Unmündige zu drängen.

In einer auswärtigen Erziehungsanstalt hatte Heinrich sich später für den von Hause aus so gut wie seine Ehe über ihn verhängten Militairstand vorbereitet, und wenn er auch vielleicht aus freier Neigung einen andern Beruf gewählt haben würde, so dachte er doch nicht an einen ernsthaften Widerspruch gegen das Hausgesetz, froh genug, einen Platz im Ingenieurcorps statt in irgend einem Gardereiterregimente durchzusetzen. Freilich war bei letzterer Angelegenheit die Kühnheit und der Einfluß der sich gelegentlich zu einer Parteistellung im Familiencorps erhebenden Tante Chanoinesse nöthig gewesen, um den Widerstand des stolzen Obersten gegen eine an das bürgerliche streifende und meist bürgerliche Elemente bergende Waffenart zu brechen. Seit Jahren war der junge Mann nur noch als Gast in die alte Curie eingekehrt und hatten während der Zeit zwei der Tanten ihren Platz unter der grünberankten, letzten Ruhelaube der Schwestern von Kerferink gefunden.

Als Heinrich sich jetzt dem „grauen Hause" — so hieß es in der Stadt — näherte, überfiel ihn eine

seltsame Beklommenheit, als stiege er aus freier Luft in einen Kerker oder in eine Gruft. Das schwere Gewicht zog die Thür in der Mauer des Vorhofs leise wieder in die Angel, die umgebende Stille schien ihm tiefer und düsterer als je zuvor. Die Fenster in Tante Rudolphinens Zimmer im Erdgeschosse waren geöffnet, die schneeweißen Rollen dahinter niedergelassen, — welche Bedeutung konnte diese um die Mittagsstunde im Hause unerhörte Einrichtung haben? Eine bange Ahnung beschlich unseren Freund, als er die Schelle an der Hausthür zog, welche der alte Jochmus mit einer noch feierlicheren Miene als gewöhnlich öffnete. In der Küchenthür stand Jungfer Kathe, die Köchin, mit von Weinen verschwollenen Augen.

— „Was macht mein Vater, lieber Jochmus?“ — fragte Heinrich schnell.

— Der gnädige Herr befinden sich zur Zufriedenheit, Herr Baron, — hub der Alte an, doch ehe Heinrich eine weitere Frage hervorbringen konnte, trat seine Cousine Franziska aus dem Zimmer der Tante Wirthschafterin. Auch in ihren Augen standen Thränen, indem sie ihrem Verwandten die Hand reichte.

„Hast Du unseren Brief erhalten, lieber Heinrich; weißt Du schon" —

— Nein, nein — um Gotteswillen, was? — drängte er.

„Die gute Tante Rudolphine ist nicht mehr; vorgestern Abend ging sie hinüber," antwortete Franziska und öffnete leise die Stubenthür. Da lag auf ihrem Bett, im gewohnten häuslichen Anzug, mit den Zügen einer Schlafenden und die im Leben nimmermüden Hände fromm über ihrer Bibel gefaltet, das alte Fräulein, die gute kleine Tante, wie sie in der Familie hieß, denn sie war nicht nur die jüngste, sondern auch die einzige nicht in die Höhe gegangene der Kerferinks und hatte an der Tafel jederzeit ihren Platz unten an, neben den beiden Kindern Franziska und Heinrich, eingenommen.

Das war nun die dritte der alten, befreundeten Gestalten, welche der junge Mann im Vaterhause nicht wiederfand; die Bangigkeit, welche seine Seele umfangen gehalten, löste sich in eine tiefe Wemuth, er küßte mit liebevoller Rührung die Hand der Todten und ging dann stumm an Franziska's Arm in das obere Geschoß, wo die übrigen Familienzimmer lagen.

Das Herkommen des Hauses erheischte, daß jeder der spärlichen Gäste zuvörderst in das große Empfangszimmer geführt und dann der Chanoinesse gemeldet wurde, welche darauf bewillkommnend aus ihrem Privatcabinette trat. Die übrigen Damen folgten alsdann, je nachdem Laune und Beschäftigung es zuließen.

Heute aber ging Heinrich nicht erst in das große Empfangszimmer, sondern allsobald in das des Vaters, welchem Jochmus ihn schon gemeldet hatte. Schweigend umarmte er den Greis und begrüßte er die Tante: die Geschwister um diese Stunde bei einander zu finden, auch das war gegen alle hergebrachte Regel, man sah, wie tief die Verwirrung und Bestürzung des Hauses sein mußte, dessen erste Schaffnerin es verlassen hatte. Der Oberst und seine älteste, nun noch einzige Schwester Antoinette hatten sich von Kindesbeinen an geglichen wie ein Zwillingspaar und auch heute war diese Aehnlichkeit noch in die Augen fallend: beide groß, mager, steif in die Höhe gerichtet, mit scharf gebogenen Nasen, großen hellblauen Augen, schlichtem, schneeweißem Haar, das sich um hoch und kühn gewölbte Schläfen legte. Nur der starrblinde Blick und eine tiefe, finstere Furche in der Stirn des

Obersten, sowie ein Zug von mittheilsamer Heiterkeit, ja fast von Jovialität um den Mund der Dame gaben ihrem Gesichtsausdrucke seinen verschiedenen Charakter. —

„Ja, mein Sohn", unterbrach endlich der Greis das allseitige Schweigen, „ja, mein Sohn, das ist das harte Loos des Alters, die Jugend vor sich hinscheiden zu sehen. Unsere gute, kleine Rudolphine, — wer hätte es ahnen sollen?"

Um die Lippen der Chanoinesse spielte trotz des Kummers ein leises Lächeln — oder war es der kleine weibliche Kobold des Widerspruchs?

— Sie war fast siebenzig, Bruder, — und starb an Entkräftung, entgegnete sie, — das macht uns ihren Verlust nicht weniger schmerzlich, aber die Natur war in ihrem Recht; dich und mich hat sie nur geschont. —

Dem alten Herrn schien diese Belehrung nicht besonders zu gefallen, er runzelte die Stirn und blickte unmuthig nach der Richtung der Sprecherin, aber er schwieg. Die letzten, schmerzreichen Tage, das ergebungsvolle Scheiden der lieben Verwandtin wurden nun in Pausen mit knappen Worten berichtet. Aber auch in diesen Mittheilungen walteten verschiedenartige

Auffassungen zwischen dem Geschwisterpaar, welche zu Mißstimmungen Anlaß gaben und von Franziska ausgeglichen werden mußten. Die Ordnung des Hauses schien vollständig aufgelöst. Ob wirklich zu Mittag gegessen worden war, blieb für den Sohn unaufgeklärt; jetzt verging unberücksichtigt die Zeit von des Obersten regelmäßiger Siesta, in welcher die Selige gewohnt gewesen, ihn durch das Vorlesen einer Zeitung einzuschläfern; die Stunden schlichen im wortkargen Beieinander und in jener äußeren Ungemächlichkeit, welche, den Kummer ungerechnet, in jedem Trauerhause unvermeidlich ist, und sich in dem gegenwärtigen doppelt fühlbar machte. Man trennte sich noch vor dem gewohnten neunten Glockenschlage, um sich am nächsten Morgen bei der Bestattung der Entschlafenen wiederzufinden.

Als unser Freund seiner Cousine im Vorzimmer gute Nacht sagen wollte, nöthigte ihn dieselbe mit einem Anfluge von Verlegenheit, noch für eine kleine Weile zu einem ungestörten Gespräche bei ihr einzutreten. Er folgte ihr mit unerklärlicher Bangigkeit.

Franziska von Gersau, obgleich nicht mehr in der allerersten Jugendfrische, war noch immer ein schönes

Mädchen von reinen Zügen und ebenmäßiger Gestalt, dabei war sie verständig, klar, wohlwollend und wohlgebildet; ihr junger Freund hatte sich niemals durch irgend eine der mancherlei kleinlichen Jugendmädchenlaunen und Schwächen verletzt oder abgestoßen, freilich aber auch niemals angezogen gefühlt durch jenen Zauber elastischer Heiterkeit und Naivetät, jene reizende Beweglichkeit der Seele, welche auch äußerlich in der Wärme des Colorits, in dem Kommen und Gehen der Farben auf Wangen und Lippen und dem Glanze der Augen, ihren Ausdruck findet. Die strenge Regel des Hauses, das Gefühl der Verwaisung, die Gewohnheit der Selbstbeobachtung und Selbstbeherrschung hatten diese Jugendblüthe abgestreift, noch ehe sie zur Entfaltung gekommen. Franziska war niemals ein Kind gewesen. Dennoch hatte sich Heinrich an den Gedanken gewöhnt, sein Leben an ihrer Seite hinzubringen, und als er sich vor einigen Tagen zu der kleinen Reise entschloß, geschah es mit der Absicht, eine Verwirklichung des alten Familienprojectes anzubahnen.

Nur vierundzwanzig Stunden lagen zwischen diesem Vorsatze und dem gegenwärtigen Augenblicke und doch empfand er unwillkürlich eine ihm neue,

fremde Scheu in ihrer Nähe, als er gesenkten Auges und zögernd an ihrer Seite Platz nahm. Wie aus weiter Ferne summte eine lockende Melodie in seinem Ohr, eine liebe, kindliche Gestalt drängte sich zwischen ihn und die Freundin, scheuchte das einleitende Wort von seinen Lippen und machte sein Herz beängstigt schlagen. Auch Franziska saß ihm eine Weile schweigend gegenüber, ihre ernsten Augen forschend auf die seinen geheftet, endlich aber faßte sie sich und begann:

„Da du uns schon so bald wieder verlassen willst, lieber Heinrich, kann ich dieses Gespräch nicht vermeiden, wenngleich sein Gegenstand in dieser Stunde und in einem Trauerhause dir ungeziemend erscheinen mag."

— Sprich unbesorgt, liebe Franziska, — entgegnete der junge Mann mit ungewisser Stimme, indem er ihre Hand ergriff, — und sei überzeugt, daß ich meine Schwester nicht mißverstehen werde. —

„Vielleicht wäre das Reden an dir gewesen", sagte Franziska nach einer neuen Pause, „auch hast du unbewußt mit einem einzigen Worte deine Empfindungen ausgesprochen. Du bist mein Bru-

der, Heinrich, du betrachteſt mich als deine Schweſter." —

— Franziska! — rief Heinrich erröthend.

„Laß das, mein Freund", unterbrach ſie ihn, „ich wußte es längſt, und es iſt gut, daß es ſo iſt, denn ich bedarf eines Bruders, eines Freundes; ich bedarf aber auch mehr: ich bedarf einer wärmeren, einer ganzen Liebe. Nach einer einſamen, freudloſen Jugend unter Menſchen der Vergangenheit ſehne ich mich nach einem vollen Anſchluß, wenn meine Seele nicht verdorren ſoll. Du liebſt mich nicht, Heinrich, du wirſt mich nicht lieben." —

Wieder verſuchte er ſie zu unterbrechen, ſie legte aber ihre Hand vertraulich auf die ſeine und fiel ihm in's Wort:

„Wolle dich und mich nicht täuſchen, lieber Freund, ich weiß es. Jede Frau weiß es, was ein Mann für ſie empfindet, und eine Frau braucht mehr zu ihrem Glück, als du mir gewähren kannſt. Und ich will, ich muß glücklich werden, ich kann es und darf es. Ich habe einen Mann kennen gelernt, der mir von Herzen zugethan iſt, und dem ich mit Neigung und ernſtem Willen angehöre. Dir wie mir iſt dieſe Begegnung eine Erlöſung. Stehe mir bei, die Kränkung abzu-

wehren, welche für deinen alten Vater aus meinem Entschlusse hervorgeht, und du wirst statt eines kühlen, unbefriedigenden Ehebundes das Recht einer späteren, freien Wahl und lebenslang ein treues Freundespaar gewonnen haben."

Ein lange vorbereitetes Schicksal wurde mit diesen Worten unserem Freunde vernichtet, ein Schicksal, dem er bis vor einigen Tagen mit ruhiger Heiterkeit entgegengesehen hatte, und doch fühlte er in diesem Augenblicke eine schwere Last von seinem Herzen fallen; er athmete freier auf und sein Auge erglänzte. Franziska bemerkte es lächelnd und ohne gekränkte Eitelkeit, — wie lieb mußte ihr der Auserkorene sein! Sie erwiderte herzlich den Druck seiner Hand und antwortete auf seine Frage nach dem Namen ihres Freundes:

„Es ist ein junger Arzt dieser Stadt und, seit dem Tode des alten Sanitätsraths, auch der Arzt unseres Hauses: Albrecht Helmold, ohne Vermögen und von kleinem, bürgerlichen Herkommen. Nach den Eindrücken meines bisherigen Lebens ein Reiz mehr in meinen Augen, denn ich sehne mich nach einer freieren gesellschaftlichen Stellung fast eben so sehr

wie nach einem Anschluß des Herzens, und schon lange, ehe ich ihn kannte, fühlte ich, daß ich keinen Aristokraten würde lieben können. Mich dünkt, der Sclave jedweden Standes, jedweder Einrichtung verlangt nach Befreiung, gleichwie der Ungebundene eine Schranke suchen wird. Verletzt dich das, Heinrich? Wundert es dich, daß deine einsame Verwandte von ihrer Zelle aus die Welt beurtheilen und neu erbauen will? Ach, der Gefangene kämpft mit wunderlichen Gedanken, wie sie das Leben in der Welt nicht aufkommen läßt."

— Ich glaube dich zu verstehen, liebe Franziska, — erwiderte Heinrich nachdenklich, — bin ich doch auch ein Sclave von Verhältnissen und Vorurtheilen, von nothwendigen und falschen Einrichtungen. — Du verrückst mir in dieser Stunde das Bild einer freundlichen Zukunft, — fügte er nach einer Pause hinzu, — ich bin zu ehrlich, um einen leidenschaftlichen Schmerz zu heucheln, und ich bin zu sehr dein Freund, als daß dein Gewinn meinen Verlust nicht mindern sollte. Gott segne dich, meine liebe Schwester. Rechne auf mich in den peinlichen Kämpfen, die dir bevorstehen werden, und denen wir jetzt all unsere Besonnenheit, all unseren Muth zuwenden müssen, um

sie uns und Anderen nicht allzu schmerzlich werden zu lassen." —

Mit diesen Worten verließ er sie, um in seinem Zimmer vergeblich Ruhe zu suchen. Eine wunderbare Freiheitsfreude erfüllte ihn, der niemals früher seine Gebundenheit ängstigend empfunden hatte; um ihn webten sich Träume lockenden Glücks, dazwischen trat beklemmend die Vorstellung der unvermeidlichen Erörterungen, die wehmüthige Erinnerung an das Zusammenschmelzen seiner Familie. Erst spät am Morgen fand er in unruhigem Halbschlummer eine kurze Rast.

Mit Sonnenaufgang ordnete sich der stille Zug, welcher die Todte zur letzten Ruhestätte geleitete; dem blinden Obersten, von der greisen Chanoinesse geführt, folgten außer Heinrich, Franziska und den beiden alten Domestiken nur der Prediger und Doctor Helmold. Als Franziska mit dem alten Geschwisterpaar in das vereinsamte Haus zurückfuhr, nahm unser Heinrich die Gelegenheit wahr, sich dem Erwählten seiner Cousine zu nähern; er lud ihn zu einem Gange in's Freie, erklärte sich ihm offen als den Vertrauten und Verbündeten seiner Wünsche und schied nach einer mehrstündigen Unterredung von ihm mit aufrichtiger Freundschaft und der Ueberzeugung des glück-

lichen Lebensloses seiner Verwandtin an der Seite eines gebildeten, jugendwarmen, edeldenkenden Mannes.

Die Zeit des Mittagsessens, das nach unerschütterlichem Herkommen mit dem Glockenschlage zwölf seinen Anfang nahm, war nahe, als er in das alte Haus zurück kehrte. Franziska begegnete ihm mit der Tante, aus deren Kabinette tretend. Beide waren in sichtlicher Aufregung; es mochte eine Erörterung zwischen ihnen Statt gefunden haben, für deren Wiederholung in seiner Gegenwart keine Zeit war, so sehr er auch gewünscht hätte, die feindlichen Parteien einzeln in Angriff zu nehmen. So gingen sie denn alle drei schweigend in des Obersten Zimmer, der an seinem Stocke auf- und niederschritt und sie mit den Worten empfing:

— Alles zu seiner Stunde und am gehörigen Orte, meine Freunde. Es war billig, daß wir in den letztvergangenen Tagen unsere eigenen Bedürfnisse hintenanstellten, um nur unserer lieben Hingeschiedenen zu gedenken. Mit dem heutigen Morgen aber hoffe ich, daß die alte Ordnung zurückgekehrt ist und wir mit unserer regelmäßigen Mahlzeit den Anfang machen werden. —

Da fand sich denn, daß in der mannigfachen Auf-

regung niemand an das Mittagbrod gedacht hatte. Die Nichte eilte zur Küche, um ihre Achtlosigkeit wieder gut zu machen und zu sehen, welche Anordnungen die alte Kathe in eigner Machtvollkommenheit getroffen haben mochte. Die alte Kathe aber war nur gewohnt, pünktlich nach Weisung und Vorschrift zu handeln und keinerlei selbstständige Einrichtungen zu treffen; der Tod ihrer nächsten Gebieterin hatte sie vollends unwirsch gemacht. Der Ofen stand kalt und die Töpfe waren leer. Das nachbarliche Gasthaus mußte eiligst und nothdürftig aushelfen, aber die Stunde konnte nicht pünktlich innegehalten werden. Der alte Oberst war verstimmt, Meister Jochmus ob der ungeheuerlichen Ordnungslosigkeit verwirrt, das alte Fräulein, wie das junge, in neue, große Gedanken versenkt, der Sohn vergeblich bemüht, zu vermitteln und anzubahnen: kurz, es war ein unerquickliches Mahl. Nach demselben entstand die Frage, wer von nun ab den alten Herrn an der Verewigten Stelle mit der Zeitung einschläfern werde. Die jungen Leute, die Chanoinesse selber, erboten sich wohl dazu, aber verstanden sie es auch wie jene Geübte, das Unwesentliche von dem Wichtigen auszuscheiden? hatten sie der Guten feierlich bedächtigen,

schlummerlockenden Ton? Es wurde immer klarer, daß den Greis kein empfindlicherer Verlust hätte treffen können als der seiner kleinen Rudolphine, deren Obliegenheiten mit seinen persönlichen Bedürfnissen im engsten Zusammenhange standen. Unseren Freund bangte lebhaft vor der Unzulänglichkeit der repräsentirenden Tante Chanoinesse für ihre vielseitigen neuen Geschäfte. Und in diese ungeeignetste Stunde sollten nun die Eröffnungen fallen, zu welchen er sich verstanden hatte! Indessen sein Wort band ihn, die Zeit drängte; heute Abend mußte er ja das Haus schon wieder verlassen, um zu den manövrirenden Truppen zu stoßen. Er durfte keinen Augenblick zögern und gab daher nach dem Kaffee seiner Freundin einen bedeutsamen Wink, sich zu entfernen, indem er den ersten gewaltigen Choc von ihr abzulenken gedachte. Allein den beiden Alten gegenüber eröffnete er klopfenden Herzens seine bedenkliche Mission.

Er begann mit der Versicherung, daß keine tiefere Leidenschaft ihn persönlich für die langgehegten Pläne der Familie empfänglich mache, daß er kein näheres Verhältniß als ein geschwisterliches zu seiner Cousine wünsche, ging dann behutsam auf deren besondere

Hoffnungen und Forderungen über, nannte, in ängstlicher Hast seine Worte beschleunigend, den Namen des erwählten jungen Mannes und stand im Begriffe, mit dessen Lobpreisung zu endigen. Aber die letztere verhallte in einem Sturm, in einem Aufruhr, dessen plötzliche Wucht seine bänglichsten Erwartungen überbot. Ein Blitz vom Himmel, die Tochter seiner Wahl, seines Hauses todt zu seinen Füßen niederstreckend, würde den Greis nicht so überwältigend getroffen haben als die Erfahrung ihrer Untreue, ihrer Entartung. Die zornige Ader seines Geschlechtes und seiner Jugend, welche in einem langen, widerstandslosen Leben geschlummert hatte, und erstorben schien, trieb das Blut in seine fahlen Wangen, eine unheimliche Gluth in die erloschenen Blicke, seine Glieder zitterten, die gewöhnlich so gelassene Stimme schallte wie die eines Wüthenden. Der Sohn stand erschüttert und fassungslos diesem jähen Paroxismus gegenüber, dessen Gewalt den eisernen Alten zu tödten drohte. Aber je größer seine eigne Rathlosigkeit, desto größer war seine Verwunderung, die Tante ihm gegenüber in unerschütterlicher Ruhe und Kälte sitzen zu sehen, ja in ihr plötzlich eine Partnerin und einen unerschrockenen Anwalt der von ihm vertheidigten An-

sprüche zu finden. Sei es, daß die Chanoinesse in ihrer freieren Familienstellung sich äußeren Zuflüssen mehr empfänglich gehalten, daß der Tod der letzten Schwester sie an das Vergängliche aller irdischen Einrichtungen gemahnt hatte, daß das mütterliche Verhältniß zu dem jungen Mädchen ihr ein Verständniß für dessen Wünsche eingehaucht, sei es ein gutes Theil weiblichen Oppositionsgelüstes und Kerferinkscher Selbstständigkeit der rücksichtslosen Leidenschaft des Bruders gegenüber, kurz, sie trat in diesem Augenblicke mit äußerster Kaltblütigkeit in die Schranken für die Forderungen der Freiheit, welche die Ordnung und das Ansehen ihres Hauses untergruben, machte geltend, daß Franziska selbstständig, mündig, Herrin ihres Schicksals sei, daß sie nicht den Namen der Familie trage, und diese weder ein Recht auf ihre Entschließungen, noch, nach Heinrichs kühlem Verhalten, ihr einen Ersatz für das Opfer derselben zu bieten habe, und, endlich auf das Aeußerste getrieben, ging sie so weit, den Doctor Helmold als einen liebenswürdigen jungen Mann zu preisen, dessen Wahl sie begreiflich finde.

Der Zorn des Greises hatte damit rasch einen andern Gegenstand gefunden und kehrte sich mit ver-

stärktem Ausbruch gegen die alte, neue Gegnerin; er überhäufte sie mit Schmähungen über eine leichtfertige Erziehung in revolutionairen Gesinnungen und vergaß sich so weit, sie in des Sohnes Gegenwart eine unverständige alte Person, ja eine alberne Närrin zu schelten, bei welcher Beleidigung die alte Dame ihm ohne Erwiderung den Rücken kehrte und stolz das Zimmer verließ. Am Rande des Grabes waren die Geschwister Feinde geworden! Besänftigend, bittend versuchte der Sohn des Greises Hand zu fassen; er zog sie unwillig zurück; zornig, vielleicht zumeist über seinen eignen überwältigenden Zorn, winkte er mit dem Stocke nach der Thür, durch welche der Sohn sich zögernd entfernte, noch lange im Nebenzimmer den heftigen Schritten des aufgeregten Blinden lauschend. Endlich begab er sich in das Cabinet der Tante, und fand die beiden Frauen, welche Haß und Liebe unerwartet zu Verbündeten gemacht, einträchtig bei einander sitzend. Der bürgerliche Name, das kleine Loos, welches die Nichte erwählt, waren plötzlich vergessen, ein gemeinsamer Kampfplan wurde beschworen, das Bild einer beglückenden Zukunft ausgemalt. In der letzten Stunde fand die Chanoinesse die erste Gelegenheit, zu zeigen, daß sie ein Weib sei.

— Nach Verlauf einer Stunde erschien der alte Jochmus, die versammelte Familie im Namen seines gnädigen Herrn zur Entgegennahme seiner Entschließungen in das große Empfangszimmer einzuladen. Nur um ihrem Schützling zur Seite zu stehen, entschloß sich die Schwester der Aufforderung zu folgen, und nicht ohne Beben sah die junge Verwandte den Greis von der entgegengesetzten Seite hereintreten, noch höher und steifer aufgerichtet, noch bleicher als gewöhnlich, mit scheinbarer Gelassenheit, aber leuchtenden, weitgeöffneten Augen, die ihren Blick wiedergefunden zu haben schienen. Franziska nahte sich ihm leise und kniete vor ihm nieder:

„Zürnen Sie mir nicht, mein theurer Oheim", bat sie mit bewegter Stimme, indem sie seine Hand zu küssen suchte. Er entzog sie ihr abwehrend und sprach:

— „Stehen Sie auf, Fräulein von Gersau, ich bin nicht Ihr Vater, vor dem Sie sich beugen müßten. Sie haben sich heute der Sitte und der Pflicht der Familie von Kerferink entzogen und meine Schwester hat mir bewiesen, daß ich kein Recht besitze, Sie in dieselbe zu bannen. Sie sind Herrin Ihres Schicksals und von dieser Stunde an nicht mehr eine An=

gehörige dieses Hauses. Als Gast werden Sie der Chanoinesse ohne Zweifel willkommen sein, so lange es in Ihren Wünschen liegen sollte.“ —

Ohne ein Wort des nacheilenden Sohnes anzuhören, verließ er mit einer Verbeugung das Zimmer; in dem seinigen angekommen, zog er den Riegel vor die Thür, um von niemand mehr überfallen zu werden. Heinrich hatte Albrecht Helmold in das Haus bescheiden lassen und bat vergeblich durch das Schlüsselloch um eine Unterredung für seinen jungen Freund. Der Alte blieb unerschütterlich. So wurde denn der Familienrath allein zwischen den Vieren in dem Zimmer der Tante fortgesetzt. Die Chanoinesse bestand darauf, daß ihre Pflegetochter bis zu ihrer Verbindung unter ihrer Autorität in dem Hause lebe, in welchem sie sich als Herrin fühlte; sie ging so weit, den Bruder nur als einen Gast dieses Hauses anzusehen, und die Kinder brachten sie mit Mühe davon ab, diese Auffassung auch gegen den Obersten laut werden zu lassen, da dieser voraussichtlich dann nicht eine Stunde länger in demselben geweilt haben würde. Nach langen Kämpfen siegte der Wunsch des Bräutigams, die Geliebte die möglichst kurze Zeit ihres Brautstandes in der Familie seiner an einen Landprediger

verheiratheten Schwester zubringen zu lassen, aber nur unter der von der Tante gestellten Bedingung, daß Heinrich, als Repräsentant des Kerferinkschen Hauses, das junge Mädchen ihrem neuen Verhältnisse übergebe. Sein Urlaub drängte, es blieb keine Wahl, binnen einer Stunde mußte man sich zur Abreise entschließen. Er ging noch einmal zu seinem Vater, um dessen Zustimmung zu dem Uebereinkommen zu erbitten.

„Die künftige Madame Helmold hat nach Belieben über sich zu verfügen", sagte dieser, indem er jede weitere Erörterung abschnitt und den Sohn mit einer kühlen Umarmung entließ. In Kurzem waren die beiden Verwandten, begleitet von Albrecht Helmold, auf dem Wege nach dem Pfarrdorfe, das nicht weit von der Richtung ablag, welche Heinrich zu nehmen hatte. Mit schwerem Herzen gedachte dieser des verödeten Vaterhauses, mit frohem Zutrauen aber überließ er die Freundin einer neuen Lebensaussicht, und unter den mannichfachsten Bewegungen setzte er mitten in der Nacht seinen Weg zu den Truppen fort.

3.

Das Manöver hatte sich in den beiden Tagen dem Flußgebiete genähert. Heinrich schlug nach einer nächtlichen Eisenbahnfahrt einen Fußweg ein und sah mit dämmerndem Morgen den Thurm des Städtchens vor sich liegen, in welchem er mit seinem Corps zusammentreffen sollte. Nur der Fluß mit seinen bewaldeten Uferhöhen trennte ihn noch von seinem Ziel. Die aufgehende Sonne zerriß die herbstlich weißen Morgenschleier und enthüllte eines der lieblichsten Landschaftsbilder des nördlichen Deutschland. Falsches und wahres Menschenbedürfniß haben diesem Lande noch wenig von seinem ursprünglichen Charakter entzogen; liegen seine weiten Haide- und Moorstrecken hinter uns, so treten wir in weite Waldungen von Eichen und Buchen, an deren Saume die langgedehnten Kirchspiele sich hinziehen und in welche die Rinder und Schweine noch heerdenweise zur Weide getrieben werden, ein Bild, das im strenger ökonomisirenden Mitteldeutschland fast verschwunden ist. Der Rauch des Wachholderkrautes steigt aus den Schornsteinen, oder dringt aus Fenstern und Thüren der ländlichen, nach Jahrtausende altem Zuschnitt errichteten

Häuser mit der Tenne im Giebelbau, den Wohnstellen für Menschen und Vieh im harmlosen Neben- und Ineinander.

Diese Bilder der Heimath zogen den jungen Mann allmälig von seinen eigenen Gedanken ab und so stand er jetzt plötzlich, nahe der Brücke, welche zu dem Städtchen hinüberführt, überrascht vor einem kleinen Hause still, das, abweichend von allen seiner Umgebung, von Stein erbaut, weiß getüncht und mit Wein und Geisblatt umrankt, in anmuthigster Lage, den bewaldeten Berg im Hintergrunde, auf einer kleinen Anhöhe errichtet war. Ein breiter, sauber gehaltener Garten senkte sich nach der dicht am Flusse vorüberführenden Straße hinab. Das Ganze athmete eine Sauberkeit, welche im Allgemeinen nicht zu den Vorzügen dieses ursprünglichen Landes gehört, und Heinrich war sehr erstaunt, ein sächsisches Gartenhäuschen am Ende eines westphälischen Dorfes zu finden. In diesem Augenblicke erkannte er seine liebliche Sängerin von neulich, — die braune Sandel, die, mit dem Joch über die Schultern vom Wasserschöpfen kommend, die von dem Flusse zur Straße führenden Stufen hinaufstieg. Kaum, daß sie ihn gewahr ward, so setzte sie rasch ihre Last zur Erde, eilte auf ihn zu und rief

freudig, ihm beide Hände zum Willkommen entgegenstreckend:

„Ich dachte wohl, daß Sie uns besuchen würden, lieber Herr, da Ihre Soldaten in der Nähe sind. Die ganze Nacht habe ich mich darauf gefreut. Vater, Vater!“ rief sie nach dem Garten gewendet, „steig' schnell herunter, dein junger Oberst ist gekommen.“

Der alte Sergeant trat in die Thür und faßte an seine Mütze.

— Ich bringe Ihnen Grüße von meinem Vater, — log unser Lieutenant dreist heraus, denn er hatte keine Muße gehabt, den Vater an den alten Kriegskameraden zu erinnern. Er setzte sich mit dem Paare auf eine Bank am Flusse und erzählte, er wußte selbst nicht wie es kam, — sie wie alte Bekannte und Befreundete behandelnd, — von dem Tode der Tante und von der eigenthümlich engen, gleichförmigen Lebensweise im väterlichen Hause. Die Sandel hörte ihm mit ernster Aufmerksamkeit zu, sie gab sich sichtlich Mühe, diese fremdartigen Zustände in ihrem Geiste zu verarbeiten.

„Seltsam“, sagte sie nach einer Pause gedankenvoll, „seltsam, wie verschieden der liebe Gott seine Menschen doch hat werden lassen! Du, Vater, hast

nicht Ruhe und Rast im Hause, und wenn du nicht Luft und Sonnenschein über dir spürst und fröhliches Volk um dich her, so hängst du den Kopf und denkst zu ersticken. Und der Vater des jungen Obersten, der möchte eine Mauer um sich ziehen und bis auf ein Paar, die just so sind wie er selber, von der ganzen weiten Welt nichts hören und nichts sehen."

— Viele alte Militairische werden so, wenn sie nichts mehr zu commandiren haben, — belehrte sie der Invalide, du verstehst das nicht, Sandel, du kennst nur kleine Leute, die im Gehorchen zusammenhalten und sich Einer den Andern bei ihrer Arbeit froh machen müssen. Und der Herr Oberst sind noch obendrein blind, und von jeher apart und gleich einem Einsiedler, auch da sie noch das Regiment führten und mitten im Kriegstrosse verkehrten. Jederzeit für sich im Zelte oder Quartier, niemals bei einem Gelag, immer auf eignem Weg und Steg. Aber du hast recht, Sandel, so ein Leben wäre mein Tod. Sehen Sie das hübsche Haus, das meine Selige vererbt gekriegt hat, mein Herr Lieutenant, und manchen blanken Thaler nebenbei; ich könnte leben wie ein Prinz. Aber leidet's mich wohl drin? Wär's nicht um meine Sandel, so hol' der Kukuk das Haus

und Alles was drum und dran hängen thut. — Der unruhige Geist muß in mich gefahren sein, da ich schon als Bube in der Rheincampagne neben meinem Alten hertrabte. Nun hält er mich beim Wickel und läßt mich nicht wieder los. Ich wurde Stäbchen und Tambour und machte meine Carrière. Von vornherein war just wenig Plaisir dabei, aber nachher ging's bunt, und wo's am bunt'sten zuging, war Sergeant Lorenz Numero Eins. Der alte Herr Oberst werden sich's wohl noch zu erinnern wissen. Da auf einmal bei Ligny die blaue Bohne, und der zerschmetterte Arm, und das Lazareth und der Frieden und die Noth. Sergeant Lorenz, ja was nun? Ich stamme aus Halle an der Saale nämlich, mein Herr Lieutenant; da haben wir ein ganzes Corps. Ich meine nicht wir Soldaten, aber wir Orgelleute. Das durchzieht das Land die Kreuz und die Quer, manch schlecht Gesindel darunter; aber was thuts? Das Gewerbe macht nicht den Mann, aber der Mann das Gewerbe. „Es muß auch ehrliche Leiermänner geben," sagte ich bei mir selbst; das letzte Stück versetzt, eine Orgel dafür eingehandelt und 'naus in's Land und die alten Soldatenlieder gesungen! —

Der Lorenz war schon ein grauer Bursche, als

die alte Sandel ihr Auge auf ihn warf; das heißt: sie auf ihn und er auf sie. Sie war auch beileibe nicht alt dazumalen, ich titulire sie nur so zum Unterschiede von der kleinen Sandel, die nachher kam. Sie stammte aus Magdeburg von der Kolonie und ein bischen Französisches lag ihr noch immer im Geblüt, in allen Ehren sei's gesagt, mein Herr Lieutenant. Die Franzenmänner sind meiner Zeit immer meine Feinde gewesen, und sind's auch noch, denn so was vergißt sich nicht, und wenn's wieder einmal losgehen sollte gegen die Rothhosen — alle Hagel! — Aber die Franzenweiber haben was Mundrechtes wie der Franzenwein. Die Sandel nähte ihre Handschuhe vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und wenn sie nun gegen Abend in der engen Kameelgasse vor ihrer Hausthüre saß und stichelte und stach, da machte der alte Lorenz immer eine Schwenkung nach jener Thür und paradirte davor mit seinem Kreuz und mit seiner Musik. Und der stillsitzenden Jungfer behagte der graue, vagabondirende Krüppel und so ward sie sein General. Brod gab es für Zwei und für mehr, wenn Noth an den Mann gegangen wäre! Sie wanderte mit, sie lenkte den Kasten wie jetzt die Kleine, sie hielt den Alten in Ordnung

und pflegte seine Wunden, wenn sie in der Herberge aufbrachen, — sie war eine Seele von einem Weib — Gott habe sie selig! —

Der Alte strich mit dem Rücken der Hand über seine feuchtschimmernden Augen und machte eine Pause, dann fuhr er fort: — Da eines Tages kommt wie vom Himmel herunter gefallen die Kundschaft von dem Erbe der wildfremden Muhme in dieser Provinz. „Hin," sag ich, „Sandel, zugeschaut, ob dort der Schinken und Pumpernickel uns mundet wie der grasgrüne Gurkensalat hier zu Land." — „Dort geblieben!" sagt die Sandel, „eine Wiege will einen ruhigen Platz." Also stillgesessen, bis die kleine Sandel ihren Einzug gehalten; Ordnung geschafft im Garten und Haus; die blanken Thaler auf die Sparkasse gelegt, wenn's einmal heißen sollte: „Wittwe Lorenz, in's Quartier!" Seitdem die alte Sandel ein Haus und eine Wiege hatte, war sie auf einmal wie ausgetauscht. Den lieben langen Tag Eiapopeia, gescheuert, geputzt, geflickt und derlei Küchenangelegenheiten mehr. Aber der Kranich läßt das Wandern nicht, und den alten Soldaten zwickt es und zwackt es und trieb ihn hinaus trotz Weib und Kind und Haus und Hof. Nun's nicht mehr um's Brod ging, war's erst recht

ein Plaisir. Und die alte Sandel war ein braves Gespons, sie ließ den unruhigen Krüppel nicht im Stich, sie machte einen Pakt mit ihm und den hielt sie wie ein Evangelium. Im harten Winter: Hahn in Ruh, das Haus versorgt, Geschichten gelesen, dann und wann hinüber auf die Klus und Kameradschaft gemacht mit dem braven Volk. Im Frühling, wenn der Garten bestellt, zugeschlossen, die kleine Sandel neben die Orgel ins Wägelchen gesetzt und einen Strich durchs Land gemacht auf Märkte und Schützenfeste, von Stadt zu Stadt, von Gehöft zu Gehöft und überall willkommen wie die Prinzen, die auch dem Volke zum Pläsir ihr Reich durchziehn. Wenn's gegen die Ernte ging, wieder retour, eingeheimst, getrocknet, gesammelt und neu bestellt für's nächste Jahr. Dann noch einmal eine Tour zur Kirmeßzeit gedudelt und gesungen, denn auch die alte Sandel hatte ihre Kehle, wenn auch nicht so hell uud golden wie die kleine. Und auf diese Weise lustig Jahr aus Jahr ein. Jetzt zieht der alte Lorrnz allein mit seiner kleinen Sandel, die große hat ihm Quartier gemacht zur Wanderschaft in einer entlegenen Provinz, am letzten Advent geht's in's vierte Jahr.

Des Alten Stimme stockte. Auch Susanne hatte

Thränen im Auge, sie strich mit ihrer kleinen Hand über die braunen Wangen des Vaters und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

— Du bist ein braves Kind, Sandel, sagte er, wie deine Mutter, hältst treu an dem alten Wandervogel und bist sein Trost. Der droben wird dir's gesegnen hier und dort. — Da haben Sie die Geschichte des alten Sergeanten von der ersten Compagnie, mein Herr Lieutenant. Erzählen Sie's seinem alten Herrn Obersten und fragen ihn, ob er mit ihm tauschen möchte. Aber jetzt treten Sie in's Haus zu einer Stärkung. Sandel, tische auf! zeige, daß du keine Landstreicherin bist und dein Haus in Ordnung hältst für einen Gast. —

Heinrich mußte danken, es war Zeit für ihn, aufzubrechen, um beim Ausrücken der Truppen nicht zu fehlen.

„Nur ein Weilchen," bat die Sandel, „nehmen Sie uns die Ruhe nicht mit, lieber Herr."

Heinrich schwankte, aber der alte Sergeant entschied: — Das verstehst du nicht, Sandel. Pünktlichkeit ist die Seele des Soldaten. Gehen Sie mit Gott, mein Herr Lieutenant, vorwärts, marsch! —

„— Ich gehe" — sprach der Officier, ihm lächelnd

die Hand reichend, „— aber wenn die Uebung vorüber ist, darf ich dann wiederkommen, lieber Lorenz? —"

Sandels braune Augen hingen erwartungsvoll an den Lippen des Vaters, der eine Weile unentschlossen mit sich zu Rathe ging. Es kostete ihm einen herzhaften Kampf, aber endlich sagte er:

— Nein, Herr Lieutenant, Sie dürfen nicht wiederkommen. Denn warum? Um den alten Sergeanten kämen Sie nicht, Sie kämen um seine Sandel. Aber die Sandel hat einen Ruf; sie ist eine Waise von Mutterseite, und der Alte schickt sich zum Ehrenhüter wie der Esel zum Lauteschlagen. Und die Ehre einer Dirne ist wie ein Glas so leicht geschwärzt, oder gar caput. Auf der Reise ist das Mädchen frei und macht allerlei Bekanntschaft, aber ich stehe neben ihr, und wenn Noth an Mann ginge, hätte der alte Krüppel noch eine Faust für sein Kind. Wer wandern will, muß seine Gliedmaßen regen können. Das Haus aber muß rein gehalten werden, und ein junger Officier unter einem Dache mit einer hübschen Dirne das giebt ein Geträtsch, und einen Officier aus dem Tempel jagen, das wäre gegen die Freundschaft und gegen den Respect. Darum von vornherein mit der Wahrheit rein heraus, die Sandel

hat einen Ruf, mein Herr Lieutenant, und soll ihn behalten. Die Tochter eines Königlichen Sergeanten kann keine Officiersfrau werden, mein Herr Lieutenant, das ist in der Ordnung; aber die Tochter eines Königlichen Sergeanten kann auch nichts Anderes werden, Sie verstehen mich, das ist wieder in der Ordnung. Punktum. Vermelden Sie dem Herrn Obersten dem alten Lorenz seinen Respect. Zum Frühling kommt er mit seiner Sandel und spielt ihm ein Lied aus seiner Zeit, daß ihm das alte Soldatenherz wieder jung werden soll. Und damit Gott befohlen, mein Herr Lieutenant und frisch auf den Marsch! —

Heinrich und Susanne standen eine Weile schweigend, mit niedergeschlagenen Augen. Dann drückte er dem Veteranen herzlich die Hand und wendete sich zum Gehen. Sein Blick fiel noch einmal auf die Sandel.

„Darf ich ein Endchen mitgehen, Vater?“ fragte diese schüchtern, „nur bis an die Brücke.“

Der Alte zögerte, sie war ein so gehorsames Kind, sie sah ihn so bittend an.

— Meinethalben! — sagte er endlich, — bis zur Brücke, aber dann kehrt! —

Sie gingen. Der Vater sah ihnen nach, bis sie hinter den Weiden verschwunden waren.

— Ich wollte, er wäre ein Sergeant! — brummte er in seinen grauen Bart, ging in das Haus und stimmte seine Orgel zu dem alten Liede: „Schöne Minka, ich muß scheiden.“

Susanne hatte ihre Hand kindlich in die des jungen Mannes gelegt, der nicht ohne Verlegenheit an ihrer Seite ging. Er sann auf ein schickliches Wort, aber er fand keines. Da blieb sie plötzlich vor ihm stehen, sah ihm treuherzig, aber traurig in's Gesicht und fragte:

„Sind Sie böse, lieber Herr?“

— Auf Sie, Susanne? — entgegnete er.

„Auf den Vater, meine ich, weil er“ —

— Weil er seine Pflicht gethan, Susanne? —

„Er hat es aus Liebe gethan“, fiel sie eifrig ein, „er meint es brav mit allen Menschen und hat doch so viel Schlimmes gesehen und erlebt. Aber er ist Ihnen gut, und ich auch, das wollte ich Ihnen nur sagen, darum ging ich mit. Wie oft wird er von seinem jungen Obersten reden, wenn wir im Winter allein sind. Ach, es wird kein so fröhlicher Winter werden wie sonst.“ —

Da standen sie schon an der Brücke und Susanne war eben im Begriffe umzukehren, als ein Trupp junger Officiere über dieselbe geschlendert kam. Einer befand sich darunter, der dem Paare schon neulich des Nachts nach dem Tanze begegnet war. Als er dasselbe am frühen Morgen wieder so traulich bei einander sah, fing er an zu lachen. Sandel lief ohne Lebewohl wie ein Reh ihrem Garten zu, Heinrich aber wurde von den Kameraden lachend und scherzend umringt. Sie neckten ihn mit dem schönen Leiermädchen und priesen sein gutes Glück. Was er zu anderer Zeit ruhig mit angehört, oder in gleicher Münze zurückgegeben haben würde, erbitterte ihn heute; er verbat sich den Scherz; der Lacher machte eine anzügliche Bemerkung, die er heftig erwiderte. Man fühlte sich beleidigt, man forderte Genugthuung. Die Kameraden suchten den Handel beizulegen. „Ein Kampf um eine Dirne!“ sagten sie. Das Wort entflammte den jungen Mann noch mehr. Er wies jede Ausgleichung zurück, die Forderung wurde wiederholt, am nächsten Morgen sollte sie ihre Erledigung finden.

Heinrich von Kerferink war im Grunde eine ruhige, feste, sinnende Natur, ein ächter Sohn seiner

heimathlichen Gegend. Aber heute tobte ein Aufruhr in seiner Brust. Die letzten Tage hatten die wechselndsten Eindrücke in ihm hervorgerufen, die widerstrebendsten Bilder des gesellschaftlichen Lebens vor ihm entrollt. Es war, als ob eine alte Welt ihm entschwinden, eine neue sich ihm aufschließen sollte, als ob plötzlich tausend Schranken gefallen wären, die ihm das Leben versperrt hielten, als ob die Hand eines Kindes den Vorhang gelüftet hätte, der ihm die wahre, die wirkliche Welt verhüllte. Tausend Fragen drängten sich zur Lösung in seinem Herzen. Wohl hatte er schon früher bei mancher Veranlassung die gesellschaftlichen Einrichtungen und ihre Rückwirkung auf das Einzelnleben in Betracht gezogen; aber eben als ein ideelles Betrachten, das selten zu einem Abschlusse führt; nur wo die Wirklichkeit uns drängt, fassen wir, ergreifend oder abstoßend, eine große Entscheidung. Heinrich verhehlte sich nicht, daß, wenn er vor diesem Tage einem jungen Manne in früher Morgenstunde am Arme eines schönen Mädchens von niederem Stande und zweifelhaftem Gewerbe aus ihrem Hause tretend begegnet wäre, er die anstößigen Voraussetzungen der Menge getheilt, schwerlich wenigstens sie zurückgewiesen haben würde. Heute

stand er im Begriffe, ein Leben dafür zu fordern und einzusetzen. Aber trotzdem, er wußte es wohl, würde er mit seinem Blute das Vorurtheil nicht getilgt, die braune Sandel, das Leiermädchen, nicht als eine Frau anerkannt gesehen haben, welche an Reinheit und innerer Ehrenhaftigkeit keiner des höchsten Ranges nachstehen durfte. Ja seine Betrachtungen führten ihn noch weiter. Hätte er in inniger Liebe dieser Frau seine Hand geboten, würde sie, selbst wenn sie die formelle Bildung seines Kreises sich angeeignet hätte, jemals von demselben als eine seines Gleichen anerkannt und aufgenommen worden sein? Als Officier war solche Wahl eine Unmöglichkeit, als Edelmann eine Erniedrigung, Heinrich wußte es, er, der unter dem strengsten Banne seines Ranges und Standes aufgewachsen war. Aber die Natur mit ihren ewigen Rechten war plötzlich in ihm mit dem Gesetze der Gesellschaft in einen heißen Kampf getreten. Denn die Natur löst und bindet; ihr, unserer vielbetrogenen Mutter wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen, liebreich ihre Blößen zu decken, ihre Schäden zu heilen, ihre Macht zur Geltung und sie mit Gebot und Sitte in Einklang zu bringen, das ist ja nun einmal, allen Gegenanstrengungen zum Trotz, in der

Körperwelt wie in der geistigen die Signatur unserer Zeit, die jedem ihrer Kinder, sei es zum Wohl oder Wehe, vor die Augen tritt.

So rüttelte denn auch unser junger Freund in diesen Stunden der Unruhe an den Banden des Herkommens und der Pflichten, die ihn umfangen hielten, um sich mit warmem Herzen unter den weiten, mütterlichen Mantel zu flüchten. Und dennoch — seltsamer Widerspruch! — eben in diesen Stunden stand er im Begriffe, freiwillig eine Handlung zu begehen, die kein natürliches Recht entschuldigen kann. Er wollte mit kaltem Blute nicht einem Feinde, nicht einem Schuldigen, nein, seinem Kameraden, dem Manne, der bis vor wenigen Tagen sein Gesinnungsgenosse gewesen war, entgegentreten, ein Mörder werden, oder ihn dazu machen, das Leben des Leibes, den Frieden der Seele vernichten — er wollte, er mußte es, denn noch ahnte er nur die Macht der Freiheit, noch umwallte sie ihn nicht mit ihrem Glanze zu einem neuen Dasein.

Kaum eine Viertelstunde von der Brücke und dem Garten des Invaliden, auf einer noch herbstlich grünen Waldwiese stand er am andern Morgen seinem Gegner gegenüber. Alle Einleitungen waren getroffen, die Pistolen gerichtet, die Schüsse sollten gleichzeitig fallen.

Heinrich war ein geübter Schütze, das Leben des Beleidigers lag in seiner Hand. Eins, zwei, drei, — die Blitze zuckten aus den Rohren, — der Gegner stand unversehrt, kaum gestreift, unser Freund sank mit zerschmettertem Knie bewußtlos zu Boden.

Als er aus seiner Betäubung erwachte, lag er sorgfältig gebettet in einem unbekannten Raume. Ein schmerzhafter Verband wurde angelegt, ein wildes Fieber durchjagte sein Gehirn; nur wie durch einen Schleier gewahrte er auf Augenblicke drängende Gestalten, sah ein dunkles, thränendes Auge in das seine blicken, fühlte die Berührung einer sänftigenden Hand. Dann umhüllten ihn wieder die Schatten und die Bilder des Fiebers. Wochen vergingen, ehe er Besinnung und Erinnerung wieder fand. Als er nach einem langen, erquickenden Schlafe zum ersten Male wieder mit hellen, erstaunten Augen um sich blickte, rief eine freudige Stimme! „Er lebt!“ und er erkannte die braune Sandel mit gefaltenen Händen, zu Füßen seines Bettes auf ihren Knien liegend. Noch vermochte er die fremdartige Wirklichkeit nicht von seinen Fieberträumen zu unterscheiden.

„— Wo bin ich denn“, — fragte er mit verwunderter, zitternder Stimme.

— Ueber den Berg mit dem bösen Fieber und in guter Pflege beim alten Lorenz und seiner Sandel — antwortete fröhlich seine Hände reibend der Veteran. Für einen Blessirten wird das erste beste Haus zum Lazareth, commandiren Sie, mein Herr Lieutenant, als ob Sie in dem Ihrigen lägen. —

So verbrachte denn Heinrich die Tage der Krankheit und ihrer Heilung in dem weißen Hause am Fluß, aus welchem der Leiermann ihn gewiesen, und in das man ihn, als das nächstliegende, am andern Morgen besinnungslos getragen hatte, und die Sandel pflegte ihn; sie verband seine Wunden unter Anleitung des städtischen Arztes, in dessen Hände, nach Abzug der Truppen, die Behandlung übergegangen war; ihre sanfte Berührung durchbebte den Kranken unter den Schmerzen des Verbandes mit heimlicher Wonne. Lautlos und wachsam hatte sie wochenlang an seinem Lager gesessen, seine Kissen gerückt, ihm Arznei und sparsame Nahrung dargereicht; mit thränenschimmernden Blicken ihn angelächelt, wenn sein fieberstarres Auge auf dem ihren ruhte. Nun wurde sie seine Gesellschafterin in den Tagen der Erholung; sie plauderte so kindlich und doch so gedankenvoll, sie las ihm die Bücher, mit welchen der Arzt ihn versorgte,

mit ihrer weichen, klangvollen Stimme, sie sang so liebliche Volksweisen, die sie auf dem alten Spinet in der Nebenstube kunstlos nach dem Gehör begleitete. Alles war so rein, so still und heimlich und dabei so geschickt und umsichtig geordnet, daß der junge Mann sich fühlte wie im eignen glücklichen Hause und die Zeit seiner Genesung in weite Ferne hätte hinausschieben mögen.

Aber diese Zeit rückte heran. Das Fieber, welches Verwundung und Aufregung in ihm angefacht, hatte sich beruhigt, das zerschmetterte Knie war so weit geheilt, daß der Arzt eine Reise nach M. gestatten konnte, in welcher Festung, also in der Nähe seines Vaterhauses, der Duellant die kurze Haft abbüßen sollte, welche das Kriegsgericht über ihn verhängt. Anfänglich hatte der Arzt und später der Sohn selbst durch Susannens Hand den Seinen häufige Nachricht über sein Ergehen gegeben und auch heute saß sie noch einmal als sein Secretair, meldete seine Ankunft für den nächsten Tag und fügte zum ersten Male die Andeutung hinzu, daß die erlittene Verwundung ihn voraussichtlich für den ferneren Militairdienst untauglich und die Wahl eines neuen Berufes nothwendig machen werde.

Der alte Lorenz war, wie jeden Nachmittag, nach der Klus gegangen, um da, sein Pfeifchen schmauchend, vor dem gewohnten Zuhörerkreise seine alten Campagnenabenteuer kund zu geben. Der letzte Grund des in der Gegend vielbesprochenen Duells war ihm, wie der Welt, im Dunkel geblieben, da die Officiere ihn mit ihrem Ehrenworte deckten. Er empfand durchaus keine Neugier in einer Sache, die ihm vollkommen in der Ordnung schien; wußte er doch, wie leicht ein Blick, eine Geberde, ein übereiltes Wort einem Officier derartige Händel zuziehen konnten; hunderte von derartigen Erinnerungen waren in ihm lebendig. Unmittelbar vor dem Donner der Schlacht bei Leipzig hatte sein eigener Capitain sich rasch hintereinander mit drei seiner Kameraden gehauen, ihnen dann zur Versöhnung die Hand gereicht, mit verbundener Kopfwunde sich in Reih und Glied gestellt, und mit reingewaschener Ehre den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Diese denkwürdige Affaire bildete den Text seiner heutigen Kannegießerei und die Moral derselben war, daß sie in der Ordnung gewesen sei, daß Officiere sich nicht mit Stöcken oder Fäusten hauen könnten wie gewöhnliche Leute, ja daß gewöhnliche Leute sich gar keine Vorstellung von der eigent-

lichen Officiersehre machen könnten, ohne welche die ganze Armee zu Grunde gehen müsse.

Heinrich und Susanne waren unterdessen, wie jeden Nachmittag, allein mit einander geblieben. „Ein Blessirter ist kein gefährlicher Mann und ich kann mich auf die Sandel verlassen", hatte der Sergeant gedacht, als er zum ersten Male nach den Tagen der äußersten Gefahr seines Gastes, seine Scrupel überwand und den lockenden Weg nach dem Klus antrat. Susanne siegelte den Brief an den alten Obersten und Heinrichs Augen ruhten sinnend auf dem lieben Kinde; er sah die Thränen über ihre Wangen auf das Papier tropfen und sich mit dem heißen rothen Lack vermischen. Sie erhob sich rasch, um, das Zimmer verlassend, ihren Kummer zu verbergen.

„— Bleiben Sie noch einen Augenblick, liebe Susanne", — bat er, ihre Hand ergreifend.

Sie stand vor ihm und versuchte zu lächeln.

„— Susanne", — fuhr er fort mit dem innigsten Ton, „— Susanne, ich danke Deiner Treue mein Leben, aber ich schätze Dich mehr als mein Leben, — hast Du mich lieb, Susanne?"

„Sie wissen es ja längst", antwortete sie sanft und ohne Scheu, „sehr lieb, Herr."

„— Aber ganz lieb, Susanne, so lieb, um still und treu mit mir auszuharren, um das lustige Wanderleben aufzugeben, um meine Frau zu werden, Susanne?“ —

„Ihre Frau kann ich nicht werden, und das Wanderleben darf ich nicht lassen, so lange mir Gott meinen Vater erhält“, antwortete sie traurig aber bestimmt.

„— Dein Vater wird Dich mir gern zum Weibe geben, liebe Susanne, ich bleibe nicht Soldat und darf frei nach meinem Herzen wählen.“ —

„Das dürfen Sie nicht, lieber Herr.“

„— Nenne mich nicht Herr, nenne mich Heinrich, liebes Herz —“

„Ich darf nichts sagen, was mein Vater nicht erlauben würde, ich habe es ihm gelobt.“

„— Mißtraut mir dein Vater?“ — fragte Heinrich, die Stirne runzelnd.

„O nein, nein, nicht um Ihretwillen, es ist schon lange her, als ich von Ihnen noch gar nichts wußte, als ich zum ersten Male das heilige Abendmahl genommen hatte, und zum ersten Male allein ohne meine selige Mutter mit ihm auf die Wanderung zog, da hat er gesagt: ich bin ein alter Mann, Sandel!

Auge und Kopf werden mir schwach, aber ich will mich auf dich verlassen; versprich mir, so lange ich lebe, nichts zu sagen und zu thun, was ich nicht hören oder sehen und vor deiner Mutter im Himmel verantworten könnte. — Und ich habe ihm die Hand darauf gegeben und gesagt: ich will's."

— „Aber warum dürftest du deinem Vater nicht sagen, daß du mich liebst, Susanne?"

„Das habe ich ihm gesagt, lieber Herr."

— „Und daß du mir angehören willst als mein Weib?" —

„Weil ich's nicht werden dürfte, weil Sie ein Edelmann sind, dessen Gleichen meinen alten Vater verachten würden. Denn, wenn sie mich allein verachteten, das wollte ich schon tragen, wenn nur Sie mich werth und in Ehren hielten. Aber mein Vater würde sich schämen und kränken. Vor Allem aber, weil auch Sie einen Vater haben, den Sie zum Tode beleidigten. Könnten Sie die Sandel zum Segen unter seine Augen führen, lieber Herr?"

Heinrich schwieg, Susanne fuhr fort mit hochgerötheten Wangen:

„Seit ich Sie zum ersten Male gesehen habe beim Tanze und seit der Zeit, daß Sie so krank und

allein bei uns im Hause liegen, habe ich über viele Dinge nachdenken lernen, die mir sonst niemals in den Kopf gekommen sind. Ich habe auch Manches gelernt aus Ihren Reden und aus den Büchern, die ich mit Ihnen gelesen habe. Das aber habe ich von Niemand gelernt, das habe ich gewußt von Natur, es steht in meinem Herzen, wie es in der Bibel geschrieben steht: daß uns Gott der Herr die Eltern nicht gegeben hat, um sie zu verlassen und zu kränken, sondern um sie zu ehren und ihnen zu folgen."

— „Aber ich kann, ich will dich nicht lassen, Susanne, du bist so bedenklich, du liebst mich nicht, wie ich dich liebe." —

„O, — Sie wissen es besser, Sie müssen es wissen, daß ich niemals von Ihnen lassen werde, im Herzen nämlich. Was weiter liegt, ist Gottes Sache. Ist es sein Wille, daß wir mit einander unser Glück finden sollen, wird er uns den Weg dazu zeigen. Wir können ja warten, lieber Herr." —

— „Du bist ein Engel, Susanne", — rief Heinrich tief bewegt und thränenden Auges, — „ja du hast recht, wir wollen treu sein und warten, dein Gott soll uns führen." —

Er wollte sie an sich ziehen, aber sie wehrte ihn

ab; er drückte ihre Hände an sein Herz und sagte noch einmal:

„Du bist ein Engel, mein guter Engel, du hast mir ein neues Leben gezeigt, Gott wird mich segnen um deinetwillen, Susanne!“ —

4.

Alle Gedanken und Empfindungen Heinrichs weilten noch in dem traulichen Häuschen am Flusse, als er sich der Heimathstadt näherte, in welcher er seine Strafzeit abbüßen sollte; jetzt aber wurde er mit Macht an den Contrast gemahnt, der ihm im Vaterhause bevorstand. Die Briefe seiner nun seit Wochen glücklich mit Albrecht Helmold verheiratheten Cousine hatten, wenn auch mit großer Vorsicht gegen den Leidenden, doch den Zustand des greisen Geschwisterpaares nicht ganz verhüllen können; er betrat sein Haus daher mit bangen Erwartungen, aber was er in demselben fand, übertraf jede Vorstellung. Die beiden Alten standen sich gegenüber wie zwei Kampfsöhne, nun die Kette zerrissen, die sie mehr als ein Menschenalter hindurch friedlich zusammengehalten, und ein Anlaß gegeben war, der die eingeborene, zähe Wider-

standskraft der Gleichartigen losgebunden hatte. Gereizt, gerüstet, jeden Augenblick zur Fehde geneigt, trieb die Leidenschaft des Widerspruchs sie nach den äußersten Polen; der starre Familiengeist der Ritter von Kerferink war plötzlich lebendig geworden und spukte im Hause nach zwei entgegenlaufenden Seiten, hier Freiheit, Selbstständigkeit, dort Ordnung und Unterordnung fordernd. Das Verhältniß zu den Helmolds bot reichlichen Zündstoff; täglich trug die vergoldete Sänfte sie in das bürgerliche Haus, und der Eindruck heiter lebender Menschen übte einen doppelten Reiz auf die Chanoinesse, je mehr das Zusammensein mit dem Bruder ihr verleidet ward. Der Wunsch, ihre Anverwandten auch in ihrem Hause, im Prachtzimmer der Kerferinks empfangen zu dürfen, nagte an dem Herzen der alten Dame; die Forderung dieses Rechtes schwebte stündlich auf ihren Lippen und wurde nur durch die Bitten der einsichtigen Kinder zurückgehalten. Natürlich steifte der Oberst sich um so hartnäckiger auf die Ordnung seines Hauses und auf sein Recht, der diese Ordnung kränkenden „Madame" den Eintritt in dasselbe zu verweigern. Alle Zucht, alle Gewohnheit waren zerstört, kein Glockenschlag wurde pünktlich mehr inne gehalten;

selbst die beiden alten Diener hatten zwischen den feindlichen Mächten Partei ergriffen. Ehren Jochmus stand als treuer Schildknappe auf Seiten seines Herrn und des historischen Rechts; Jungfer Kathe war von dem Dämon der Neuerung beim Schopf gepackt wie ihre Dame; Keiner arbeitete dem Andern in die Hände wie ehedem, die Gesindestube stand leer, weil man sich gegenseitig daraus vertrieb; jeder verschanzte sich in sein eignes Kämmerlein und nur Küche und Flur waren bei unvermeidlichen Begegnungen die Plätze gegenseitiger Scharmützel. Am Tage von Heinrichs Heimkehr hatte die erbitterte Herrschaft zum ersten Male abgesondert auf eignem Zimmer zu Mittag gegessen; Jungfer Kathe brachte ihrer Dame die Schüsseln, sobald sie dieselben gar gemacht; mit Ingrimm servirte der alte Jochmus, mit Ingrimm verzehrte der alte Oberst die Bissen, welche das „Weibsvolk“ übrig gelassen.

Es war gewiß nichts Kleines für unseren Freund, zwischen diesen Streitigkeiten eine Vermittelung anzubahnen. Zum Glück stand es ihm frei, innerhalb der Festung umherzugehen und den größten Theil seiner Zeit mit Friedensversuchen hinzubringen. Beide Parteien suchten natürlich ihn von dem Rechte ihrer Forderungen zu überzeugen und als Verbündeten auf

ihre Seite zu ziehen. Indessen konnte er seinen Ohren kaum trauen, bis zu welchem Grade die Erbitterung Form und Ton, Anstand und Würde der Kerferinks untergraben hatte.

— „Das alte Frauenzimmer ist toll, außer Rand und Band, man muß sie behandeln wie ein eigensinniges Kind", — sagte eines Tages der Oberst in einem Anfall souverainer Verachtung.

— „Der Dietrich ist kindisch albern geworden, man muß es dem Alter zu Gute halten", — sprach achselzuckend die Chanoinesse, deren Zimmer Heinrich bald darauf betrat.

Er benutzte dieses letztere Argument und suchte sich darauf zu stützen, wechselseitig um Schonung und Geduld mit den Grillen und Schwächen des Alters bittend.

„Aber es ist unerträglich, mit alten Kindern Geduld haben zu müssen, wenn man sein Lebtage nur mit vernünftigen Menschen zu thun gehabt hat", wendete man ihm verdrießlich von einer wie der anderen Seite ein.

Der Sohn pflog häufig Berathung mit dem Arzte und seiner Frau. „So kann es nicht dauern", war der tägliche Refrain.

„Denn, wenn du fort bist, Heinrich, was dann mit den beiden Alten?“ fragte Franziska, „am besten wäre es, die Tante zöge zu uns.“

„— Aber dieser unversöhnliche Bruch am Rande des Grabes —“, sagte Heinrich mit inniger Trauer, „aber alle Ordnung und Pflege in den leeren weiten Räumen für den armen, blinden Vater verloren!“

Sie kamen zu keinem Resultat.

Indessen beschäftigte den Obersten die Sorge für des Sohnes Zukunft, da dessen militairische Laufbahn durch den gelähmten Fuß gehindert worden war. Ein Dienst bei Hofe konnte einem seines Namens nicht fehlen, und so suchte er in Gedanken alle seine alten Verbindungen wieder auf und dictirte dem jungen Manne Empfehlungsschreiben an seine einstigen Gönner und Freunde zum Zwecke eines Kammerherrnschlüssels oder einer ähnlichen ehrenvollen Auszeichnung, welche Schreiben der Sohn nach vollbrachter Strafzeit persönlich in der Residenz an geeigneter Stelle abgeben und seine Interessen betreiben sollte. Heinrich erlaubte sich keinerlei Widerspruch, um die Stimmung im Hause nicht noch unversöhnlicher zu machen. In der Stille aber reiften in ihm Pläne weit anderer Natur, wie sie in dem friedlichen Hause am Flusse unter Sandels

lieben Augen ihm aufgegangen waren. Er dachte nicht im Entferntesten daran, die stolzen Bittworte an ihre Adresse gelangen zu lassen.

Oft erzählte er dem einsamen Blinden von dem Leben seines alten Kameraden, in dessen Hause er so liebreich Pflege und Hülfe gefunden; er machte ihn heimisch unter dem friedlichen Dache, und schrieb im Namen seines Vaters einen dankenden Gruß für die dem Sohne erwiesene Treue. Der alte Herr sann hin und her, wie er sich noch in anderer Weise gegen den Invaliden für die materiellen, dem Sohne gebrachten Opfer abfinden könne und machte verschiedentliche Vorschläge, deren Ausführung Heinrich nur mit Mühe abwenden konnte.

— „Aber wie lange willst du in der Menschen Schuld bleiben, Heinrich?" — rief der Vater entrüstet.

„— Sie haben es mit so viel Uneigennützigkeit gethan, lieber Vater, —" entgegnete dieser. „Solch ein Anerbieten müßte sie kränken. Mit der Zeit findet sich wohl eine Gelegenheit, uns dankbar zu beweisen, vielleicht zum Frühling, wenn der Alte kommt. —"

Der Frühling kam endlich, und mit lebhafter Unruhe dachte Heinrich daran, daß jeder Tag ihm die

Geliebte zuführen könne. Schloß doch der Sergeant die Briefe, in denen er Heinrich antwortete, regelmäßig mit einem Respect an seinen alten Obersten und der Verheißung, er werde selbst kommen und ihm ein Lied aus seiner Zeit vorspielen. Wie sehnte sich Heinrich, Susanne wiederzusehen, und dennoch, wie beklemmte es ihn, sie sich seinem Vater gegenüber vorzustellen, nicht in ihrem stillen, friedlichen Hause als Susanne Lorenz, sondern als Straßensängerin, als braune Sandel!

Unerwartet traf ein Gnadenerlaß des Königs ein, der dem Arrestanten den Rest seiner Strafzeit schenkte. Der Oberst hatte nun Eile, den Sohn nach der Residenz zur Betreibung seiner Angelegenheit zu senden, und auch Heinrich fühlte sich gedrängt, zur Ausführung seiner eigenen Pläne keine Zeit zu verlieren.

Er hatte es nicht vermeiden können, am Tage vor seiner Abreise mit seinen Kameraden zu Mittag zu essen, hatte einige Besuche gemacht, ein Stündchen bei Helmolds verplaudert und war auf diese Weise seit Morgens nicht in der alten Curie gewesen, jetzt betrat er sie, um den letzten Abend mit den Seinigen zu verbringen. Schon im Flur überraschte ihn eine selbst in diesen Zeiten der Fehde ungewöhnliche Un-

ruhe. Er hörte Thüren schlagen, Schritte hin und wider laufen. An Stelle des alten Jochmus stand ein zweiter, fremder, gedungener Träger neben der vergoldeten Sänfte.

Jungfer Kathe stürzte halb unsichtbar hinter einem Berge von Schachteln und Kasten, respectswidrig, ohne inne zu halten, auf der Treppe an ihm vorüber, bei jeder Stufe über ihre alten Beine stolpernd.

— „Sachte, sachte, Kathe!“ — sagte er — „wohin noch so eilig?“

„Fort, fort!“ keuchte sie athemlos und verschwand.

Im Vorzimmer oben stand der alte Jochmus, bleich wie ein Schatten, mit zitternder Hand das Schloß des alten Gewehrschrankes verfehlend, den er zu öffnen suchte.

— „Was bedeutet das, Jochmus? was geht hier vor?“ — fragte er von Neuem.

— Die Welt geht unter, Herr Baron, — jammerte der Alte, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

In diesem Augenblicke trat die Chanoinesse aus ihrer Thür in Kapuze und Regenmantel. Auf ihren blassen Wangen brannte ein hochrother Fleck, die blauen Augen funkelten, die Schritte flogen, sie schien um fünfzig Jahre verjüngt.

— „Wohin willst du noch so spät, liebe Tante?“ — fragte Heinrich beängstigt.

„Fort, fort!“ war die ungestüme Antwort.

— „Die Luft ist kalt, du wirst dir schaden.“ —

„Gleichviel, nur fort! fort aus dem Narrenhause, für immer!“

Er folgte ihr die Treppe hinunter, sie vergeblich zur Umkehr beschwörend.

„Niemals!“ rief sie aufgebracht, kein Wort weiter, Heinrich, ich erwarte dich bei Franziska.“

Damit bestieg sie ihr Vehikel, die Träger schritten zu; Jungfer Kathe folgte mit Haubenkopf und Nachtsack.

Bestürzt ging Heinrich wieder hinauf in seines Vaters Zimmer; auch hier Zerstörung und Auflösung. Jochmus kniete an der Erde vor einem antediluvianischen Koffer mit dicken Eisenbeschlägen und einem Bärenfellüberzug. Schubfächer und Schränke standen geöffnet, Kleider, Waffen, Ordensbänder, alte Pergamente lagen auf der Erde gehäuft, des Dieners Hände zitterten vor Hast, aber dennoch ging es seinem Herrn zu langsam; er commandirte und trieb mit großen Schritten auf- und niedergehend und mit seinem Stock auf den Boden stoßend.

— „Was ist geschehen, um Gotteswillen, was

bedeuten diese Anstalten, Vater?“ — rief Heinrich außer sich.

— Eine Reise, nichts weiter, — antwortete der Oberst mit erzwungener Gelassenheit, — Jochmus, die Kapsel mit meinen Diplomen. —

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“

— „Eine Reise? so plötzlich, wohin?“ —

— Wohin gleichviel! ans Ende der Welt, nur fort, fort! —

— „In dieser Aufregung, bei deinem Augenleiden, lieber Vater — —“

— Ich habe nichts mehr zu sehen, nur fort, fort! Jochmus, die Bilder aus meinem Kabinet! —

„— Aber warum, Vater? —“

„Weil mir die Chanoinesse die Thür ihres Hauses gewiesen hat; Jochmus, rasch! —

— „Welches Mißverständniß, bester Vater! dieses Haus gehört dir so gut wie der Tante, die es überdies schon verlassen hat.“ —

— Um so viel mehr habe ich Eile, nicht darin zu bleiben; soll ich um Mein und Dein mit einer Kerferink rechten wie Schuster und Schneider? Fort, fort noch in dieser Stunde. — Jochmus, bist du

fertig? dann schnell zum Bahnhofe und uns Plätze gelöst für den nächsten Zug. —

Heinrich gab dem Diener einen Wink, sich nicht zu übereilen.

— „Die nächsten Züge kreuzen sich erst gegen Morgen" – sagte er — „es ist Zeit zu überlegen, Vater." —

— Dann meine Sachen einstweilen hinüber in den Gasthof, ich folge sogleich. Jochmus, thu, was ich dir befehle. —

Heinrich trat in unaussprechlicher Verwirrung zum Fenster. Es war fast dunkel geworden; einem schwülen Maitage war Gewitter gefolgt, der Sturm rauschte in den alten Linden des Domplatzes; die Luft wehte feucht und kalt wie im Februar.

— „Du kannst in diesem Wetter nicht reisen, lieber Vater", — wendete Heinrich von Neuem ein.

— Ich habe wohl anderes Wetter erlebt, — entgegnete zornig der Oberst, — kein Wort weiter, Heinrich, ich will's. —

Es entstand eine Pause; der Vater hatte sich gesetzt, der Sohn ging rathlos im Zimmer auf und nieder.

In diesem Augenblicke hörte man ein Gelaufe auf

dem Platze vor der Thür, ein Menschenhaufe sammelte sich um einen Orgelmann, der seinen Kasten stimmte. Eine Frauenstimme begann die erste Strophe von Lützows wilder, verwegener Jagd.

— „Susanne!“ — rief Heinrich nach dem Fenster stürzend.

„Die Sandel!“ tönte es freudig von unten aus hundert Kehlen.

Aber kaum hatte der junge Mann das Fenster geöffnet, als der Gesang plötzlich inne hielt. Man hörte einen Fall, als ob die Orgel zu Boden stürzte, ein wirres Gekreisch und Gemurmel, der Sandel Stimme schrie in Todesangst: „Mein Vater!“

Im Fluge stand Heinrich vor der Thür. Schon im Vorhofe drängte sich die Menge; vier Männer trugen den alten Orgelspieler, dessen schlaff herabhängenden Kopf Susanne stützte. Unter Heinrichs Führung gelangte der traurige Zug, gefolgt von nachdrängendem Volke, in das große Empfangszimmer der Kerferinks, das wohl noch niemals eine ähnliche Versammlung umschlossen hatte. Man zündete die hohen Candelaber an, legte den leblosen Körper auf den Divan von Purpurdamast, löste die Kleider, rieb Schläfen und Herz, bis nach wenigen Minuten, eilig

herbeigerufen, Doctor Helmold — zum ersten Male seit er eine glückliche Braut heimgeführt — in das Haus der Kerferinks trat.

Susanne lag auf ihren Knieen vor der unbeweglichen Gestalt, in athemloser Spannung, ohne Acht auf jede Umgebung, selbst auf die Nähe des schweigend anordnenden Freundes. Die Lanzette wurde angelegt. Vergebens.

„Er ist todt!“ rief das unglückliche Kind und ließ bewußtlos das Haupt auf das kalte Herz des Vaters sinken.

Ja, Sergeant Lorenz war gestorben, wie es im Leben immer sein Wunsch gewesen: unter freiem Himmel und jauchzendem Volke, an der Seite seiner Sandel, inmitten kriegerischer Erinnerungen, eben als er seinem alten Herrn das Lied angestimmt hatte aus seiner Zeit, „das ihm das müde Herz wieder jung machen sollte.“ Und nun lag er mit friedlichen Zügen, fast mit einem Lächeln unter dem grauen Schnurrbart, in seinem sauberen Soldatenrocke, das Ehrenkreuz auf der Brust und die geliebte Orgel zu seinen Häupten in dem Prachtzimmer der Kerferinks just in dem Augenblicke, als deren Haus in Haß und Zwietracht veröden sollte!

Heinrich hatte mit Mühe die überflüssigen Zuschauer entfernt, nur der Arzt hielt sich schweigend in einer Fensternische und Susanne lag regungslos über der todten Gestalt, als er jetzt den Vater in das Zimmer führte. Der Oberst beugte sich über den alten Kameraden und strengte die starren Augen an, um seine Züge noch einmal zu unterscheiden, er faßte seine Hand und hielt sie lange schweigend in der seinen.

— Wohl dir, du braver Mann! — sagte er endlich mit einem leisen Zittern der Stimme und ging an des Sohnes Arm aus dem Zimmer und aus dem Hause.

Das traurige Ereigniß hatte seine Pläne plötzlich gekreuzt. Er ließ sich hinüber in das Gasthaus führen, in welchem er weilen wollte, bis er den alten Kameraden zur Ruhe geleitet hatte. Er empfahl dem Sohne die Sorge für den Todten und sein Kind und hielt sich während der zwei nächsten Tage schweigend in seinem Zimmer.

Heinrich wachte die Nacht an Susannens Seite im Angesichte des Todten. Sie sprachen nicht mit einander, aber ihre Hand ruhte in der seinen und das Bewußtsein seiner Treue zog ohne Worte aus seinem

Herzen in das ihre, ihr Kraft und Muth verleihend in diesen dunkelsten Stunden.

Gegen Morgen legte sie sich, seinem Dringen gehorchend, erschöpft von der Wanderung, von dem jähen Schlage und der nächtlichen Macht auf das Bett der Chanoinesse im Nebenzimmer und der junge Mann blieb allein bei dem Entschlafenen.

Die seltsamen Fügungen des letzten Tages zogen wieder und immer wieder an seinem Geiste vorüber und weckten einen Plan, eine Hoffnung in seiner Seele, anfänglich dämmernd, von Sorgen und Zweifeln zurückgedrängt, aber immer heller leuchtend und seine Brust mit freudigem Vertrauen erfüllend.

Als die Waise aus ihrem Morgenschlummer erwachte, saß Franziska Helmold an ihrem Bette, die sie mit liebevoller Theilnahme begrüßte und ihr, in dankbarer Erinnerung der dem Freunde bewiesenen Wohlthat, den Schutz ihres Hauses anbot bis zu der Zeit, wo sie fähig sein werde, über ihre Zukunft zu bestimmen. Noch ahnte Franziska nichts von der Neigung, welche die beiden jungen Menschen verband, die Möglichkeit eines derartigen Mißverhältnisses lag ihrem freien Sinne fern. Als sie nun aber, um das arme Kind von dem Gegenstande seiner Trauer ab-

zulenken, die eigne wehmüthige Stimmung enthüllte, von ihrem ersten Wiederbetreten des Hauses sprach, aus welchem sie flüchtend Glück und Hoffnung der Zukunft gerettet, aber einem versinkenden Geschlecht den Frieden nahm, als sie bange und beklommen zu Heinrich gewendet fragte:

Wer soll hier Hülfe, Vermittlung bringen, armer Freund? —

Und als jetzt Susanne, die trotz ihres Kummers mit großem Antheil zugehört hatte, dem jungen Manne wie tröstend die Hand reichte und leise sagte: die Liebe! — da erkannte Franziska Helmold in dem Blicke, der dieses Wort begleitete, den Zustand dieses reinen kindlichen Herzens und seinen Einfluß auf den Freund; sie heftete ihre blauen Augen lange schweigend auf die Beiden und schied von ihnen, ohne einer Erklärung zu bedürfen, mit der ernsten, verstehenden Freundschaft einer Schwester.

Da indessen Susanne sich entschieden weigerte, das Haus zu verlassen, so lange die Hülle ihres Vaters in demselben ruhte, so kehrte die junge Frau im Laufe der nächsten Tage noch oftmals in dasselbe zurück, treulich mit ihrem Verwandten die schmerzlichen Pflichten um die Lebenden, wie um den

Todten theilend; sie wurde die Vertraute seines heimlichen Planes, und als sie sich am Abend, der dem Begräbniß des Leiermanns vorausging, nach einem langen Zwiegespräch von ihm trennte, sagte sie:

— Du hast eine starke Zuversicht in die Macht der Liebe, Heinrich, Gott wolle sie dir in Erfüllung bringen. —

Mit aufsteigender Sonne senkte man den Sergeanten Lorenz zur Ruhe dicht neben der Geisblattlaube der sechs Schwestern von Kerferink. Sein einziges Kind, sein alter Herr und dessen Sohn bildeten das Geleit. Als der Prediger das letzte Amen gesprochen und der Oberst die ersten Schaufeln Erde auf den Sarg des alten Kameraden rollen hörte, entfernte er sich leise am Arme des Dieners, Heinrich und Susanne aber weilten mit gefaltenen Händen bis der graue Hügel sich gewölbt, und der Todtengräber sich entfernt hatte.

Und als sie nun beide einsam auf dem maienblühenden Friedhofe geblieben waren, da setzten sie sich auf die Ruhebank des letzten Fräuleins von Kerferink; Heinrich ergriff die Hand der Geliebten und sprach ihr von dem seligen Heimgegangenen und dem unglücklichen Heimathlosen, der nunmehr ihr Vater werden sollte.

— „Susanne", — sagte er, — „wie du auch entscheiden magst, du bist die meine für alle Zeit. Gott solle uns den Weg zeigen, das war dein Wille, in deinem Herzen ist seine Spur. Prüfe dich, ob du den Muth hast, bis wir uns angehören dürfen, ein schweres Werk und ein freudloses Dasein auf dich zu nehmen." —

Ihre großen Augen hatten ernst und unverwendet auf ihm geruht, bis er schwieg; jetzt sagte sie ruhig und sanft:

„Ich habe den Muth, und mein Vater im Himmel wird mir die Kraft dazu geben."

Während das junge Mädchen nun im Hause Helmolds sich auf ihre neue Aufgabe vorbereitete, ging Heinrich zum Vater, der entschieden erklärt hatte, am nächsten Tage seine Reise antreten zu wollen. Er bat ihn um ruhiges Gehör, und setzte ihm, zwischen Bangen und Hoffen, aber mit großer Ueberzeugung seinen Plan auseinander. Nachdem er wiederholentlich die Gefahren und Unmöglichkeiten einer unsteten Reise, die Nothwendigkeit einer festen Wohnstätte und der Pflege umsichtiger Menschen für den blinden Greis dargethan hatte, lenkte er dessen Aufmerksamkeit auf das freundliche Haus am Flusse, in welchem er selber

Genesung gefunden und welches durch des Sergeanten Tod vereinsamt, einen geeigneten Zufluchtsort bot. Er deutete an, daß, indem er sich bei der Waise einmiethete, sich die erwünschteste Gelegenheit biete, ihren Verpflichtungen gegen den alten Sergeanten gerecht zu werden und stellte in ihrem Namen die aufmerksamste Dienstwilligkeit und Berücksichtigung aller Gewohnheiten und Wünsche in Aussicht.

Der Sohn fand weniger Widerspruch als er vorausgesetzt. Der Greis wollte nur fort, fort! Fort aus widerlich gewordenen Umgebungen, aus der Nähe feindseliger Menschen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen, jeder Winkel war recht zur letzten Erdenstätte; er hätte schon in der nächsten Minute in das geöffnete Asyl flüchten mögen, und nur mit Mühe konnte er zum Ausharren bis zum anderen Tage und zu einem für die erste Einrichtung unerläßlichen Umwege bestimmt werden.

Und als er an einem stillen Maiabend mit dem Sohne in dem kleinen Landhause ankam, fand er es zu seinem Empfange bereitet und geschmückt. Das alte Geräth der heimischen Curie, in aller Eile verpackt und geordnet, stand in gewohnter Ordnung in einem Zimmer fast von gleicher Größe und in gleicher

Lage wie dort, so daß die Frühsonne zur selbigen Stunde in seine Scheiben fiel. Aber nur ein Schritt führte hinaus in den duftenden Garten, unter die schmetternden Vögel, keine Treppen und Mauern trennten den blinden Greis von dem erquickenden Hauche des Frühlings und an der Schwelle dieses neuen Hauses stand die Sandel und sagte mit ihrer sanften, ergreifenden Stimme, indem sie seine Hand an ihre Lippen drückte und eine warme Thräne darauf fallen ließ:

„Ich will Ihnen gehorchen und dienen, lieber Herr, als ob Sie mein Vater wären."

5.

Wenn der Erzähler dieser kleinen, wahren Geschichte ein Dichter wäre, und sich darauf verstände, mit feiner Kunst die verschlungenen Fäden des Seelenlebens zu entwirren, so würde er seine Aufgabe da begonnen haben, wo sie jetzt nun fast enden soll; er würde in weiten Bildern das Wirken der Jugend auf ein Greisenherz entschleiert, er würde gezeigt haben, wie das Wehen des Frühlings in das Mark eines entlaubten Stammes dringt und die alten, knorrigen

Wurzeln zu neuen Trieben belebt. Da er aber nur ein kunstloser Erzähler ist, muß er sich mit der Versicherung begnügen: Also geschah's.

Der Freiherr Dietrich von Kerferink hatte in einem langen Leben viele der Mächte kennen lernen, welche die Menschen an einander binden: Pflicht und Gehorsam, Sitte und Regel, Noth und Gefahr; aber die stärkste von allen, sie die allein jede Fessel übergoldet, die Liebe, sie erschloß ihm erst am Rande des Grabes eine neue Welt. Schon fast ein Greis hatte er in plötzlicher Leidenschaft sich ein junges, schönes Weib angeeignet, aber unverstanden, unverstehend es vor sich fliehen sehen in ein frühes Grab; Gott gab ihm einen Sohn, aber Zucht und Regel hielten seine Hingebung zurück. Er erzog eine Waise und erntete statt Dankbarkeit die Pein des Widerstrebens; er hatte im geschwisterlichen Kreise ein ungestörtes Leben geführt, das er für Frieden hielt, ohne daß das Herz ihm warm geworden und ohne daß es in der letzten Stunde Entfremdung und Zwietracht bannen konnte. Jetzt, schon unter den wehenden Schatten des Todes, stellte ihn das Schicksal noch für einen Augenblick in den Sonnenschein eines kindlichen Herzens. Denn die Sandel liebte ihn; anfänglich um

Gotteswillen und um eines Anderen willen, dann aber um seiner selber willen, weil sie nicht anders konnte als lieben. Das fühlte der alte Mann. Er trat in das Haus der Waise als in das einer besoldeten Dienerin, sie schaffte für ihn wie eine Magd, sie wachte an seinem Bette, sie lauschte auf seinen Wink, sie führte den Blinden und pflegte den Kranken, sie lieh ihm Auge und Hand. Aber nicht das, was sie für ihn that, sondern wie sie es that, wirkte das Wunder der Verjüngung, denn sie enthüllte ihm den Zauber der Jugend, ließ ihn Theil nehmen an ihren Freuden und Thränen, hatte in ihrem warmen, empfänglichen Herzen ein Echo für jede seiner Stimmungen. Die Tochter des Sergeanten war heimisch in des alten Obersten kriegerischen Erinnerungen, lockte sie hervor und ergänzte sie mit dem treuen Gedächtniß der Jugend, sie kannte jeden Namen, jede Zahl, jede Begegnung aus seiner großen Zeit und so durchwandelte er an ihrer Hand noch einmal die Vergangenheit: die Geliebte seines Sohnes hatte einen theilnehmenden Sinn für die Geschichte seines Hauses und Stammes. Unmerklich erweiterte sie dem Vater den Blick in das Wesen seines Kindes, las ihm seine Briefe und beantwortete sie in bräutlicher Hoffnung,

wenn auch mit väterlichen Worten; die Bücher, durch die sie den Greis unterhielt, führten ihn aus seiner verschwindenden Welt in das Treiben der Gegenwart und in die Stimmungen des Tages, sie enthüllten ihm die Natur und ihre Macht; die Lieder der Sandel sänftigten seine Launen, die Liebesbeweise des Volkes gegen seine ehemalige Sängerin gaben ihm das Verständniß einer fremden Menschenwelt. Und in dieses bildende Wirken zweier Menschen auf einander, der Jugend auf das Alter und des Alters auf die Jugend webte eine neue Umgebung ihre Reize, mischte der Frühling seine Düfte, zwitscherten die Vögel des Gartens, rauschte unten der Fluß eine erweckende Melodie, hauchte endlich selbst der Winter in der heimlichen Stille des Hauses ein beglückendes Behagen.

Mit unaussprechlicher Freude beobachtete der Sohn, der Geliebte, aus der Ferne diesen vermittelnden Segen, auf welchen er das Glück seiner Zukunft gegründet hatte. Nach den ersten schüchternen Andeutungen über die Aussichtslosigkeit, und dann über das Scheitern der stolzen, väterlichen Bestrebungen wagte er es allmälig, mit dem offenen Bekenntniß des von ihm mit Neigung und Erfolg gewählten

bürgerlichen Berufes hervorzutreten und die wohlgegründeten Aussichten darzulegen, durch welche er das als Militair zu Zwecken des Kampfes und der Vertheidigung Angeeignete in friedlicher Sphäre zu Werken des Gemeinwohls zu verwerthen gedachte. Die Antworten des alten Freiherrn durch die Hand Susannens enthielten seit längererer Zeit keinen Widerspruch mehr gegen die Pläne des jungen, strebsamen Architecten.

So kam denn wieder einmal der Mai, kehrten die Wandervögel heim, sproßte der Wald, dufteten Lavendel und Goldlack, rauschte unten der Fluß, geschwellt von den Winterwassern der Berge. Der alte Oberst sonnte sich auf der Terrasse vor dem Hause und die Fruchtbäume des Gartens streuten weiße Blüthen in das Haar der ihm gegenüber sitzenden Sandel. Sie sammelte die Blüthen in ihrer Hand und kühlte damit ihre thränenden Augen. Aber es waren Freudenthränen, die sie weinte und die alle wehmüthigen Erinnerungen dieser Tage verscheuchten. Heinrich hatte geschrieben. Der Neubau der Brücke, an deren Schwelle er in ein neues Leben eingetreten, war ihm als selbstständiges Erstlingswerk anvertraut worden; jeder Tag, jede Stunde konnte den Freund

ihr zuführen, und mit welchen Hoffnungen durfte sie seiner harren! —

In dem alten Herrn waren Erinnerungen früherer Zeit wach geworden, deren er sich kaum mehr bewußt war; er erzählte kleine Züge aus des Sohnes Kinderjahren, von seiner frühen Neigung und seinen kindlichen Versuchen zum Bauen und Bilden. Denn der schweigsame Oberst war mittheilsam geworden, seitdem er eine so gefällige aufmerksame Zuhörerin hatte wie die Sandel. Selbst ein Blinder mußte die warmen Blicke empfinden, mit welchem des Mädchens Auge an seinen Lippen hing.

— Darum bestand er auch darauf, zum Genieswesen zu gehen, das mir von Anfang so zuwider war, — sagte er jetzt, — und meine Schwester Antoinette — Hier hielt er plötzlich inne und ein Schimmer von Röthe überflog sein Gesicht; es war das erste Mal, daß er der Chanoinesse erwähnte. Nach einer langen Pause fragte er auf einmal:

— Kennst du die Chanoinesse, Sandel? —

„Nein, — ja, gnädiger Herr," antwortete sie, „ich habe sie ein einziges Mal gesehen an einem Tage" —

— An einem thränenvollen Tage für dich, armes

Kind, — fiel der Alte ein, — an einem bitterbösen Tage für uns Alle. Aber sage mir, Sandel, wer hatte Recht an dem Tage, die Chanoinesse oder ich? —

„Wie könnte ich das entscheiden, gnädiger Herr? Ich bin kein Richter."

— Du sollst es sein, Mädchen, sage ehrlich: wer hatte Recht? —

„Keiner, gnädiger Herr, wie mir scheint."

— Keiner? Wenn Zwei uneins sind, muß Einer doch Recht haben, warum Keiner? —

„Weil Beide den eignen Willen gewähren ließen und nicht Gottes Willen."

— Und was ist Gottes Wille? —

„Die Liebe, Herr."

Wieder entstand eine Pause, dann sagte der Oberst:

— Das war ein gutes Wort, welches du eben gesprochen, Sandel, und es soll wahr werden. Wenn der Heinrich kommt, mag er die Chanoinesse herholen und ihre Sippschaft, ich meine die Helmolds. Die Chanoinesse ist jünger als ich, sie kann die Reise wohl machen — Wir wollen Versöhnung feiern und du sollst Mittlerin sein, Sandel. —

— Susanne zog des Greises Hand an ihr Herz.

In diesem Augenblicke ging die Gartenthür und kaum daß sie ihre tropfenden Augen nach der Gegend gewendet hatte, als sie mit dem lauten Rufe „Heinrich!“ den Abhang herniederflog und überwältigt von der Freude dieses neuen Sieges und von der Wonne des Wiedersehens an der Brust des Freundes lag. Aber nur einen Augenblick, noch war ihre Aufgabe nicht gelöst, noch hatte sie ja kein Recht an dem theuersten Herzen zu ruhen. Sie wand sich mit lieblichem Erröthen aus seinen Armen und zeigte schweigend nach der Terrasse auf den harrenden Vater. Aber eine staunende Verwunderung ergriff die Kinder bei seinem Anblick. Der Greis stand hoch aufgerichtet über ihnen, mit ausgebreiteten Armen, den Blick mit einem strahlenden Ausdruck der Seligkeit fest auf sie gerichtet. Es war nur ein Augenblick, denn gleich darauf sahen sie ihn schwanken und mit der Hand nach der Lehne seines Stuhles tasten. Sie sprangen hinzu, als er eben halb bewußtlos niedersank. Sein Kopf ruhte an Susannens Brust, der Sohn kniete zu seinen Füßen und stützte den gebeugten Leib. Nach einigen Minuten erholte er sich.

—„Habe ich dich überrascht, erschreckt, mein lieber Vater? — fragte Heinrich bekümmert.

„Ist Ihnen wieder wohl, gnädiger Herr?“ fragte Susanne.

— Wohl, sehr wohl! — stammelte der alte Mann.

Susanne ging in das Haus und kehrte schnell mit einem Glase Wein zurück, das der Greis in langsamen Zügen leerte. Er hielt die Hände der Kinder fest in der seinen und sagte nach einer Weile mit feierlicher Stimme:

— Heinrich, ich sah, ich hatte mein Gesicht! —

— Hast du's noch, lieber Vater? siehst du noch? — fragte der junge Mann betroffen.

— Nein, mein Sohn, nur eine Minute, — aber welche! — Und nun mag es Nacht bleiben, ich habe genug gesehen für dieses Leben. —

Heinrichs Bestürzung wuchs, er meinte des Greises Vorstellungen hätten sich verwirrt, eine düstere Ahnung durchzog sein Herz. Aber der Vater erholte sich sichtlich und fuhr nach einer Pause fort:

— Als sie deinen Namen rief mit diesem Ton, nach dem was eben vorhergegangen, da durchzuckte mich der Wunsch, das Gebet: daß ich sie sehen könnte, nur ein einziges Mal sehen, sie und ihn. Und in dem Augenblicke war es, als ob ein Strahl

vom Himmel mich erleuchtete, ich sah sie, sah Euch an der Stelle, welche Gott Euch bereitet hat.

Die Kinder waren vor ihm niedergesunken mit dem stummen Flehen um Erfüllung, um Segen. Sie küßten seine Hände und drückten sie an ihr Herz. Der alte Mann fühlte ihre Verwirrung und in einen heiteren Ton übergehend, fuhr er fort:

— Selber das staarblinde Auge des Greises kann einen Lichtmoment haben, und das Herz sollte im Dunkel bleiben, wenn die Liebe einer Sandel hineinflammt? O, ihr klugen Schelme! ihr dachtet, der Blinde sei ein Egoist und merke nicht, wer dahinter stehe und die Flamme schüre? ihr dachtet, der Alte sei ein Narr und wisse nicht, daß wenn das dürre Holz sich reg, das grüne wohl treiben müsse. Aber der Alte ist jung geworden, der Blinde hat sein Gesicht gehabt, er hat die Wahrheit erkannt: Gott segne Euch, meine Kinder!

Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

François, Louise <<von>>,

Ausgewählte Novellen 2 Bde in 1 Vol

Bd.: 1

Berlin 1868
P.o.germ. 387 x-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108169-3